



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 10 October 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, October 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 10

Köln, 15. Oktober 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Schülerin an der Akademie der Künste in München. Foto: Béla Perlaky



Der Weg zur Selbstverwaltung der Sozialversicherung

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutet für den deutschen Arbeiter politische Unterdrückung, wirtschaftliche Ausbeutung und soziale Unsicherheit. Die Notlage wird zur Katastrophe, wenn der Ernährer durch Krankheit nicht mehr in der Lage ist, seine Familie mit dem Notwendigsten zu versorgen. Da schaffen aufgeschlossene Arbeiter mit ihren Gewerkschaften eigene Selbsthilfeeinrichtungen. Diese Hilfskassen lindern manche Not bei ihren Mitgliedern. Trotzdem ist die Masse der Arbeiter gegen die Folgen von Krankheit, Unfallverletzungen und Invalidität nicht geschützt.



In der Zeit von 1878 bis 1890 wird der Arbeiterschaft die politische Tätigkeit durch das „Sozialistengesetz“ verboten. Aufrechte Männer und Frauen, die für politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung der Arbeiter eintreten, werden verfolgt, eingekerkert oder des Landes verwiesen. Alle Schikanen vermögen jedoch ihren Willen nicht zu brechen. So können Kerkerhaft und Ausweisung die Entwicklung wohl hemmen, aber nicht aufhalten.

Am 15. Juni 1883 erläßt der Reichstag unter Bismarck das neue Krankenversicherungsgesetz. Ihm folgt im März 1884 das Unfallversicherungsgesetz und im Juni 1889 das Arbeiterversicherungsgesetz (Invalidenversicherung). Die Gesetze entstehen unter dem Druck der Arbeiterbewegung. Die Beweggründe Bismarcks sind in erster Linie politische Manöver und nicht soziale Einsicht. Sie haben das Ziel, den politischen Vertretungen der Arbeiter und den Gewerkschaften den Wind aus den Segeln zu nehmen. Trotzdem sind die Auswirkungen der neugeschaffenen Gesetze ohne jeden Zweifel segensreich. Der drängende Kampf der Arbeiter führt zum ersten Erfolg.



Sozialisten und Gewerkschaften streben nach dem Ausbau der Sozialgesetzgebung und einer stärkeren Selbstverwaltung der Versicherten. Die „Berliner Volkstribüne“, ein sozialpolitisches Wochenblatt, schreibt am 30. Juli 1887: „Wir fordern den Ausbau der Arbeiterversicherung und die Erhöhung der vielfach unzulänglichen Kassenleistungen. Die Versicherungskassen müssen samt und sonders allmählich Selbstverwaltungsorganisationen der Arbeiter werden. Dieses zu erstreben, werden wir unablässig mahnen.“

Das Interesse der Arbeiter an den Einrichtungen dieser Kassen und ihrer Selbstverwaltung steigt immer mehr.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupferdruck: DuMont Presse, Köln.



Entschließung der Gewerkschaftsjugend

Voller Zorn und Empörung mußte die Gewerkschaftsjugend mit ansehen, wie Ulbricht und seine Clique seit dem 13. August durch Berlin Stacheldraht ziehen und Betonmauern errichten ließen; wie mit brutaler Gewalt, gestützt auf Maschinenpistolen und Panzer, Berlin in zwei Teile zerrissen und damit das letzte Tor im Eisernen Vorhang geschlossen wurde; wie die Zonenmachthaber den ihnen völlig ausgelieferten Teil Deutschlands in ein KZ verwandeln.

Mit diesen Willkürmaßnahmen trat das Pankower Regime wiederum die Menschenrechte mit Füßen und brachte Not und Verzweiflung über Millionen Menschen.

Der nach der Errichtung der Mauer noch verschärfte Terror unterscheidet sich nicht mehr von den brutalen Methoden der Nazis.

Immer wieder sind es unsere Kollegen, Arbeiter und Angestellte, in den mitteldeutschen Betrieben, die den Würgegriff des sogen. Arbeiter- und Bauernstaates zu spüren bekommen. Sie vor allen anderen

sind von der weitgehenden Einschränkung der Freizügigkeit betroffen;

gehören zu den Opfern des offenen Terrors von Schlägerkolonnen;

werden jetzt zu den neuen Normenerhöhungen gezwungen.

Der FDGB mit seinen Betriebskampfgruppen hat sich wieder einmal als willfähiges Werkzeug der SED erwiesen.

Noch fanatischer und verabscheuungswürdiger gebärdet sich die FDJ. Die Mitglieder sogen. „Ordnungsgruppen“, die sich selbst „Hilfsorgan der Staatssicherheit“ nennen, bespitzeln und terrorisieren die Bevölkerung und machen nicht einmal vor den eigenen Eltern halt. In einem Kampfauftrag des Zentralkomitees der FDJ werden alle Mitglieder dieser Staatsjugendorganisation zu den Waffen gerufen. Eigene FDJ-Regimenter marschieren schon. Die Jugendlichen werden aufgerufen, den „Haß in jedes Herz“ zu tragen.

Die Führungskräfte der FDJ greifen zu den gleichen verbrecherischen Methoden, mit denen einst die Hitler-Jugend im Dritten Reich junge Menschen verhetzt und mißbraucht haben. Es klingt wie Hohn, wenn sich diese Organisation noch immer „Freie Deutsche Jugend“ nennt. Der unverhüllte Militarismus und die ungeheuerlichen Haßtiraden dürften auch dem Letzten die Augen geöffnet haben, der noch immer an die angeblich friedliebende und Freundschaft betuernde FDJ-Führung geglaubt hat.

Die Gewerkschaftsjugend verabscheut und verurteilt alle diese Maßnahmen, die gegen Völker- und Menschenrechte verstoßen und den einzelnen seiner Würde und Freiheit berauben.

Die Ereignisse des 13. August in Berlin und Mitteldeutschland bestärken den Bundesjugendausschuß des DGB in seiner Haltung, daß nur die Demokratie Freiheit und Menschenwürde bewahren und die Tätigkeit freier Organisationen, wie Gewerkschaften und Jugendverbände, gewährleisten kann.

Der Bundesjugendausschuß des DGB fordert die Bundesregierung und die verantwortlichen Mächte auf, alles zu tun, um einer weiteren Zuspitzung der Lage in Berlin und Mitteldeutschland entgegenzutreten und nach einer befriedigenden Lösung der Deutschlandfrage durch Verhandlungen zu suchen, um so die Gefahr des Krieges zu bannen.

DGB-Jugend unterstützt Berlin

Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat auf einer Sitzung in Berlin beschlossen, 300 Freiplätze in Jugendheimen der Gewerkschaften für junge Arbeitnehmer aus Berlin und jugendliche Flüchtlinge aus dem Ostsektor der Stadt und der sowjetisch besetzten Zone zur Verfügung zu stellen. Die Informationsfahrten junger Gewerkschafter, Jugendgruppenleiter und Betriebsjugendsprecher nach Berlin sollen verstärkt werden. Die Gewerkschaftsjugend will weiter darauf hinwirken, daß mit jungen Flüchtlingen aus Mitteldeutschland und Ostberlin, die in der Bundesrepublik arbeiten, besonders gute Kontakte gepflegt werden.

Der DGB-Bundesjugendausschuß unterstützt mit Nachdruck die Aufforderung des Bundesjugendringes an junge Facharbeiter, für eine befristete Zeit nach Berlin zu gehen, um dort zu arbeiten.

5. Bundesjugendkonferenz des DGB in Berlin

Der Bundesjugendausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat vorgeschlagen, die für April 1962 in München vorgesehene 5. Bundesjugendkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes nach Berlin zu verlegen. Die Gewerkschaftsjugend will damit ihrer Verbundenheit mit dem Schicksal der deutschen Hauptstadt und der Berliner Bevölkerung Ausdruck geben.

Auf dem Bundesjugendkongreß werden fast 200 Delegierte aus den sechzehn DGB-Gewerkschaften rund 750000 junge Gewerkschafter vertreten.

d
uge
Ber
n u
te T
n T
egin
ot un
err
n da
Ang
egr
me
gke
äge
n.
ede
sic
sic
izel
nma
tral
end
nte
der
che
tter
Es
me
nus
ter
ich
ge
ese
Ben
and
ner
de
rk
es-
un,
el-
en
en,
es-
ji-
t-
r-
k-
or
d
s
k
k-
t



Finstere Zeiten

In finsternen Zeiten haben barbarische Machthaber ihre Opfer lebend einmauern lassen und sie damit einem qualvollen Tod ausgesetzt. Aber wahrlich, wir leben auch heute noch in finsternen Zeiten. Zwar werden keine Menschen eingemauert, aber die Machthaber der Sowjetzone haben eine Mauer durch die große Stadt Berlin errichten lassen. Der Strom der Menschen, der vor dem 13. August täglich vom Westen zum Osten und vom Osten zum Westen der Stadt ging, ist versiegt. Es war der Weg zur Arbeit, zur Mutter, zum Vater, zu den Großeltern, zum Freund, zur Freundin, zu Bekannten und Arbeitskollegen. Geteilt ist nun die Stadt durch die Mauer der Barbarei. Und wenn jemals Steine geredet haben, dann die Steine dieser Mauer. Sie reden von einer menschlichen Tragödie. Die einzige Stätte in der Welt, wo sich Menschen von Ost und West im täglichen Verkehr noch frei treffen konnten, wurde durch diese Mauer geschlossen.

Wir standen am Landwehrkanal mit einem Polizisten aus Westberlin im Gespräch. Es kam ein junger Arbeiter. Der Polizist fragte ihn, wo er hinwolle. „Wo soll ich hin? Da drüben, das Mädchen mit der roten Jacke – es ist meine Freundin.“ Sie konnten zusammen nicht kommen. Sie konnten nicht miteinander reden. Der Wind verwehte die Worte der Zuneigung. Dann kamen zwei alte Leute, um den Kindern und Enkeln zu winken. Dauernd kamen Menschen auf beiden Seiten, um die Hand zum stummen Gruß zu erheben.

Eine halbe Stunde standen wir am Kanal und erlebten hier, was sich an Leid über die Stadt gelegt hat. Und wie hier, so war es an allen Stellen, wo wir an die Mauern stießen.

Auf der Ostseite standen junge Menschen in Uniform mit Gewehren. Viele hatten das Seitengewehr aufgepflanzt. Sie sprachen nicht mit uns, wandten sich ab, wenn ein Fotoapparat auf sie gerichtet war, als hätten sie Sorge, daß man sie einmal wiedererkennen könnte. Auch auf ihren Gesichtern war kein Lächeln. Fast stumm ist dieser kalte Krieg. Einer der jungen

Leute, der irgendwo allein auf Posten stand, sagte uns mit einer traurigen Handbewegung: Was soll ich machen ...

Was sollen die jungen Leute machen, die selbst Opfer sind? Haß sollen sie nähren, sagt ihnen eine sture Propaganda. Aber der Haß geht wie die Liebe durch das Herz. Haß und Liebe aber können nicht befohlen werden. Schießen, das kann befohlen werden, aber wir haben die Hoffnung, daß die jungen Menschen nicht zielen werden, wenn sie verzweifelte Menschen sehen, die das Stück Erde jenseits der Mauer zu erreichen suchen.

Wir sind auf der Straße des 17. Juni. Das schärfste Urteil, das ein weltberühmter Mann, Bert Brecht, über das Regime der Sowjetzone geschrieben hat, kommt mir in den Sinn. Es sind nur zehn Zeilen.

Die Lösung

- Nach dem Aufstand des 17. Juni
- Ließ der Sekretär des Schriftstellerverbandes
- In der Stalinallee Flugblätter verteilen,
- Auf denen zu lesen war, daß das Volk
- Das Vertrauen der Regierung verscherzt habe
- Und es nur durch verdoppelte Arbeit
- Zurückerobern könne. Wäre es da
- Nicht einfacher, die Regierung
- Löste das Volk auf und
- Wählte ein anderes?

Foto: Leonard Freed

Die Zeilen gelten heute noch und verstärkt. Ständen die Panzer Chruschtschows nicht im Hintergrund, dann würde es keine Mauer in Berlin geben, die trennt, was zusammen will.

Wir sollten, bei aller Hochachtung vor dem Widerstand der Westberliner Bevölkerung, nicht vergessen, daß die Bevölkerung der Ostzone mit dem 17. Juni 1953 ein bleibendes Blatt in die deutsche Geschichte des Widerstandes gegen Unfreiheit und Terror geschrieben hat. Und wir sollten heute, da die Sorge, daß auch Westberlin in die Fänge des Terrors fallen könnte, uns fast die Kehle zuschnürt, daran denken, daß die Bevölkerung jenseits der Mauer im Grunde alle Folgen des verbrecherischen Nazikrieges getragen hat, daß auch die Mauer der Barbarei im Grunde mit einer Folge der Verbrechen des Naziregimes und seiner Helfer ist, denn sie öffneten diesem Sowjetregime das Tor nach Mitteldeutschland.

Und wir sollten die Frage aufwerfen, was von der bisherigen Regierung versäumt wurde, um das Los der 16 Millionen Deutschen der Sowjetzone zu erleichtern. Ihr Los zu erleichtern, das muß auch bei kommenden Verhandlungen der Weltmächte zumindest die Sorge der Westmächte sein.

Der Historiker Golo Mann – ein Sohn von Thomas Mann – hat in einem Artikel, der ein weltweites Echo fand, für die Zonenbevölkerung ein Maß an Freiheit gefordert, das mindestens den polnischen Zuständen gleichkomme. Das ist gewiß nicht viel. Aber es könnte, so glaubt Golo Mann, mit dazu beitragen, daß sich die Menschen nicht dauernd veranlaßt sehen, ihre Heimat zu verlassen. Auch die kommende Politik einer neuen Bundesregierung wird – bei selbstverständlicher Abwehr von Übergriffen – sich darauf einzurichten haben.

Noch ist nicht alle Hoffnung hin, daß die Freiheit Westberlins erhalten bleibt. Wir sollten die Hoffnung nähren, daß die Mauern in Berlin nicht für immer stehen. Und auch die Hoffnung, daß die jungen Menschen, die heute mit den Gewehren an der Mauer stehen, sie einmal weglegen und uns statt dieser in Freundschaft mit Argumenten begegnen.

Hans Dohrenbusch

Gegen die krummen Rücken

Gewerkschaftsjugend rief zum Sportfest

Die Bewegungsarmut unserer Zeit, die oft eintönige Arbeit mit ihren immer gleichbleibenden Bewegungen haben besonders bei unserer Jugend eine erschreckende Zunahme von Haltungsschäden und anderen Zivilisationskrankheiten mit sich gebracht. „Sport ist die beste Apotheke“, dieses Motto wählten der Landes-Sportbund und der Landesbezirk des DGB von Nordrhein-Westfalen gemeinsam, um an der Verwirklichung des „Goldenen Planes“ zusammen zu arbeiten.

Die Abteilung Jugend des Ortsausschusses des DGB in Düsseldorf rief junge Menschen zu einem Sportfest ins Rheinstadion, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich sportlich zu betätigen. Dabei war es gleichgültig, ob die Teilnehmer junge Gewerkschafter oder Mitglieder einer Sportgemeinschaft waren oder nicht. Es ging in erster Linie darum, die Freude am sportlichen Tun zu wecken und zu fördern.

Darum begnügte man sich auch erfreulicherweise nicht damit, das eigentliche Sportfest auszurichten, sondern veranstaltete schon vorher regelmäßige offene Übungsabende, und das große Fußballturnier lief schon in den Wochen zuvor, so daß sich die beiden erfolgreichsten Mannschaften von 15 am Turnier beteiligten Teams am eigentlichen Sportfest im Endspiel gegenüberstehen konnten.

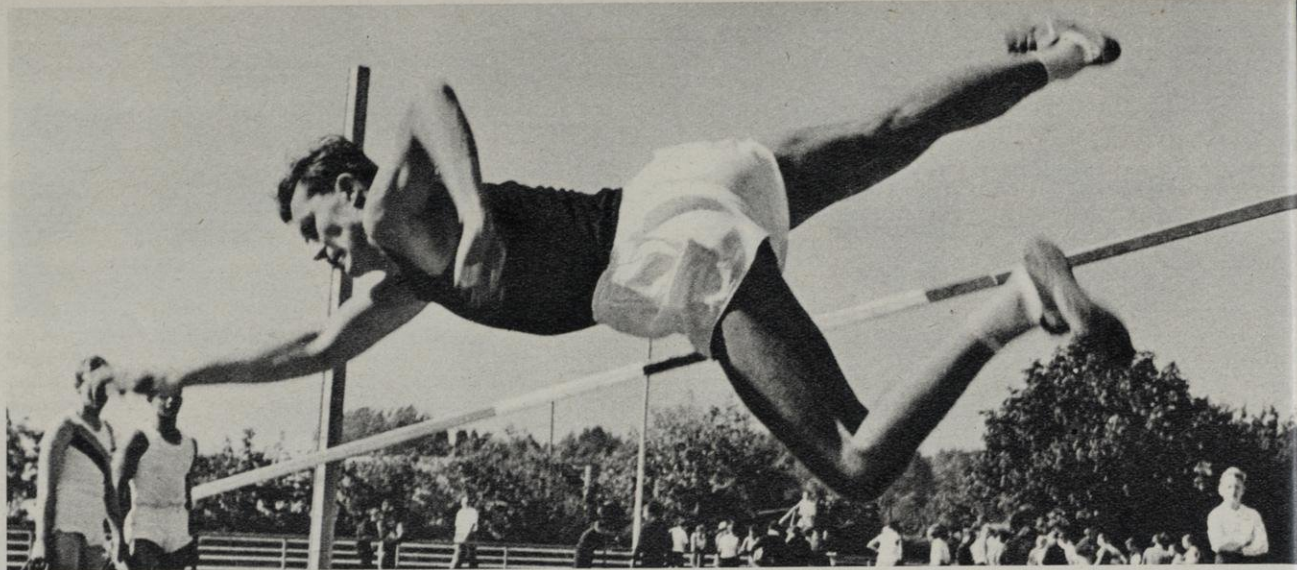
Rund 300 Teilnehmer, von denen etwa zwei Drittel keinem Sportverein angehörten, beteiligten sich an den Wettkämpfen in der Leichtathletik, im Fußball und bei einem Moped-Geschicklichkeitsfahren. Es war ein buntes Treiben auf mehreren Plätzen im Gelände des Rheinstadions, und mancher der jungen Menschen dürfte so viel Spaß an der Sache bekommen haben, daß er auch in Zukunft die gesunde Medizin aus der Apotheke des Sports regelmäßig zu sich nehmen wird.

Gerade darum war es unverständlich, daß der Westdeutsche Leichtathletik-Verband die Bitte des Veranstalters, für das Sportfest seine erprobten Kampfrichter abzustellen, mit dem Hinweis auf seine Paragraphen ablehnte. Auch der Ortsverband Düsseldorfer Sportvereine versagte seine Hilfe, denn er stellte nicht die Liste der Anschriften der Düsseldorfer Sportgemeinschaften zur Verfügung, die man den Teilnehmern hatte überreichen wollen, damit sie den Weg zur regelmäßigen sportlichen Betätigung finden sollten.

Vielleicht lag aber gerade darin die Bedeutung dieses Sportfestes weit über den Düsseldorfer Rahmen hinaus, denn jene Männer in den Sportverbänden, die den Wert einer Zusammenarbeit zwischen Sport und Gewerkschaften zur Förderung der Gesundheit unserer Jugend erkannt haben, sahen hier, daß noch alte Vorurteile auszuräumen sind und werden bestimmt diese Pannen zum Anlaß nehmen, zukünftigen gemeinsamen Bemühungen den Weg zu ebnen.

Um die Jugend in größerem Maße als bisher zu der für sie so notwendigen Leibesübung hinzuführen, bedarf es neuer Wege. Mißtrauen und ängstliches Paragraphendenken sind Hindernisse, die schleunigst ausgeräumt werden müssen. Wie wenig bekannt die Gewerkschaftsjugend, ihr Wollen und Wirken für die Allgemeinheit heute noch sind, dafür war ein an sich heiterer Zwischenfall bei diesem Düsseldorfer Sportfest ein Beispiel, das nachdenklich stimmen sollte.

Zwei Kriminalbeamte erschienen am Nachmittag im Rheinstadion. Man hatte sie alarmiert, weil dort angeblich die Spalterflagge Ulbrichts wehte. Es war die Fahne der Gewerkschaftsjugend, die über diesem gelungenen Versuch, junge Menschen dem Sport zuzuführen, flatterte. Wir müssen wohl aktiver werden, damit man uns auch außerhalb der Gewerkschaftsbewegung besser kennenlernt.

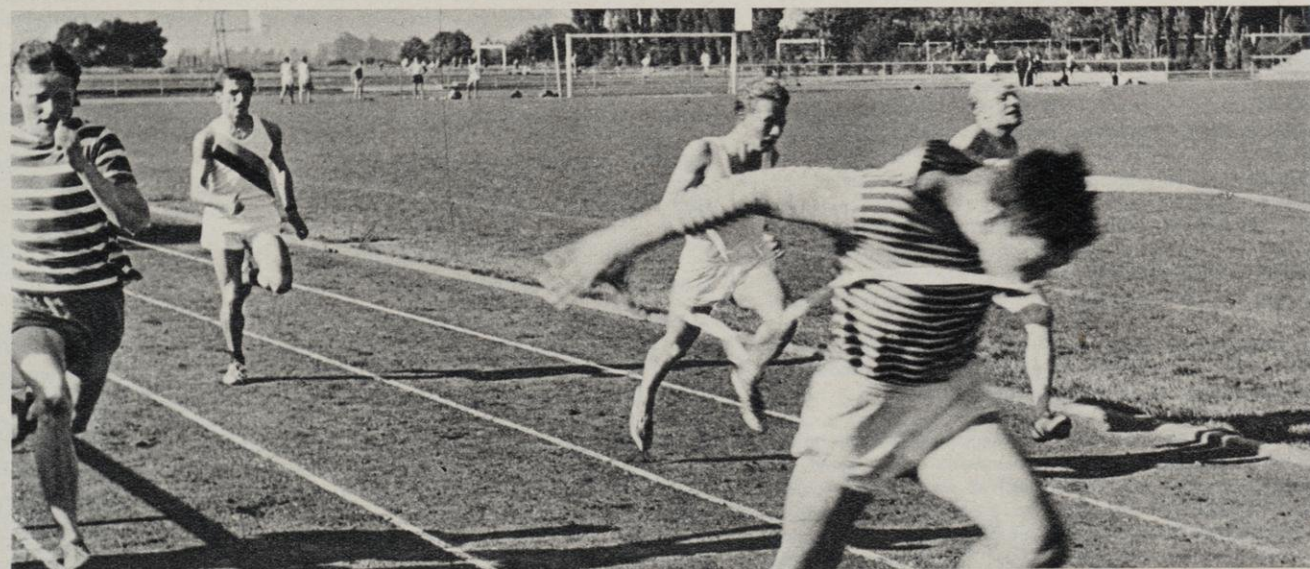


Langt es zur Meisterschaft?



Er hält ihn sicher — er hält ihn fest

Er biß ins Zielband



Am Rande ▶



Landesjugendtag des DGB Saar



Der 4. Landesjugendtag führte die Gewerkschaftsjugend des Saarlandes im DGB am 3. September in St. Ingbert durch. Der Landesbezirksjugendsekretär Edgar Grund konnte 3500 junge Menschen in der Handballhalle willkommen heißen. Aufgabe solcher Jugendtage sei es, sagte der Sprecher, Kontakt und Freundschaft unter der schaffenden Jugend zu pflegen. Vor der eigentlichen Eröffnungsveranstaltung des Landesjugendtages protestierten die jungen Gewerkschaftsmitglieder gegen den Terror des Ulbrichtregimes, das mit Stacheldraht und Betonmauern die Bevölkerung der Zone in ein großes Konzentrationslager eingesperrt hat. Die jungen Menschen sehen darin eine Verletzung der Charta der Menschenrechte.

Die Grüße der HA Jugend des DGB überbrachte Horst Friese. Karl Walz, der Landesvorsitzende des Kuratoriums „Unteilbares Deutschland“ im Saarland und Horst Wagner, stellvertretender Vorsitzender des Berliner Landesbezirksjugendausschusses, forderten die versammelten jungen Menschen auf, sich für Freiheit und Selbstbestimmung einzusetzen. Berlin müsse die Hauptstadt Deutschlands in Frieden und Freiheit bleiben.

Der Landesbezirksvorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Saar, Leo Moser, überbrachte den anwesenden jungen Gewerkschaftern und Freunden die Grüße des Landesbezirks und meinte, nur die Gewerkschaften haben mit ihrem unermüdlichen Kampf eine soziale Verbesserung unserer gegenwärtigen Situation geschaffen, die aber keinesfalls als Grenze des sozialen Rechtsstaates bezeichnet werden darf. Es bliebe noch sehr viel zu tun, bis diese Grenze tatsächlich erreicht sei. Leo Moser wandte sich mit scharfen Worten gegen die Unterstellung: der DGB sei unchristlich und parteiisch. Der DGB stützt sich auf ein Wort von Papst Johannes XXIII., das beinhaltet, aller Wohlstand wird von den Proletariern, sei es auf dem Land oder in der Fabrik, geschaffen. Deshalb müsse ihnen auch der gerechte Anteil zukommen. Leo Moser sagte weiter, der DGB sei parteipolitisch neutral, aber nicht unpolitisch und untätig. Seine Aufgabe sei es, mit allen Mitteln das Los der schaffenden Menschen zu verbessern.

Werner Vitt vom Hauptvorstand der IG Chemie-Papier-Keramik forderte in seinem Referat, die UN müsse sich bei der gegenwärtigen Weltlage insbesondere für eine allgemeine und kontrollierte Abrüstung einsetzen. Der Referent sagte wörtlich: „Wir leben in einer Zeit voll explosiver Spannung. Berlin hat uns von unserem saturierten bundesdeutschen Wunderdenken rasch und gründlich befreit. Nicht mehr VW-Aktien, sondern Stacheldraht sei nunmehr Zeichen unserer Zeit. Wir wehren uns gegen den unverantwortlichen Mißbrauch deutscher Jugend, die wieder einmal mit der Waffe in der Hand eine unmenschliche Diktatur unterstützen soll.“

Am Nachmittag fand eine Veranstaltung statt, bei der berühmte Künstler von Bühne, Funk und Fernsehen mitwirkten wie:

Gustl Eder als Conférencier; Ulla Norden, bekannter Ariola-Schlagerstar; Bill Ramsey, moderner Polidor-Schlagerstar; Frank Raymond, der internationale Meisterparodist mit einer musikalischen Weltreise; Lerche mit Lerch, die humorvollen Akrobaten; das Mainzer Hofballett und viele andere. Im Anschluß daran war der Jugend die Möglichkeit zum Tanzen gegeben. Als Ausklang fand abends ein Feuerwerk statt.



Frohsinn beim Cola

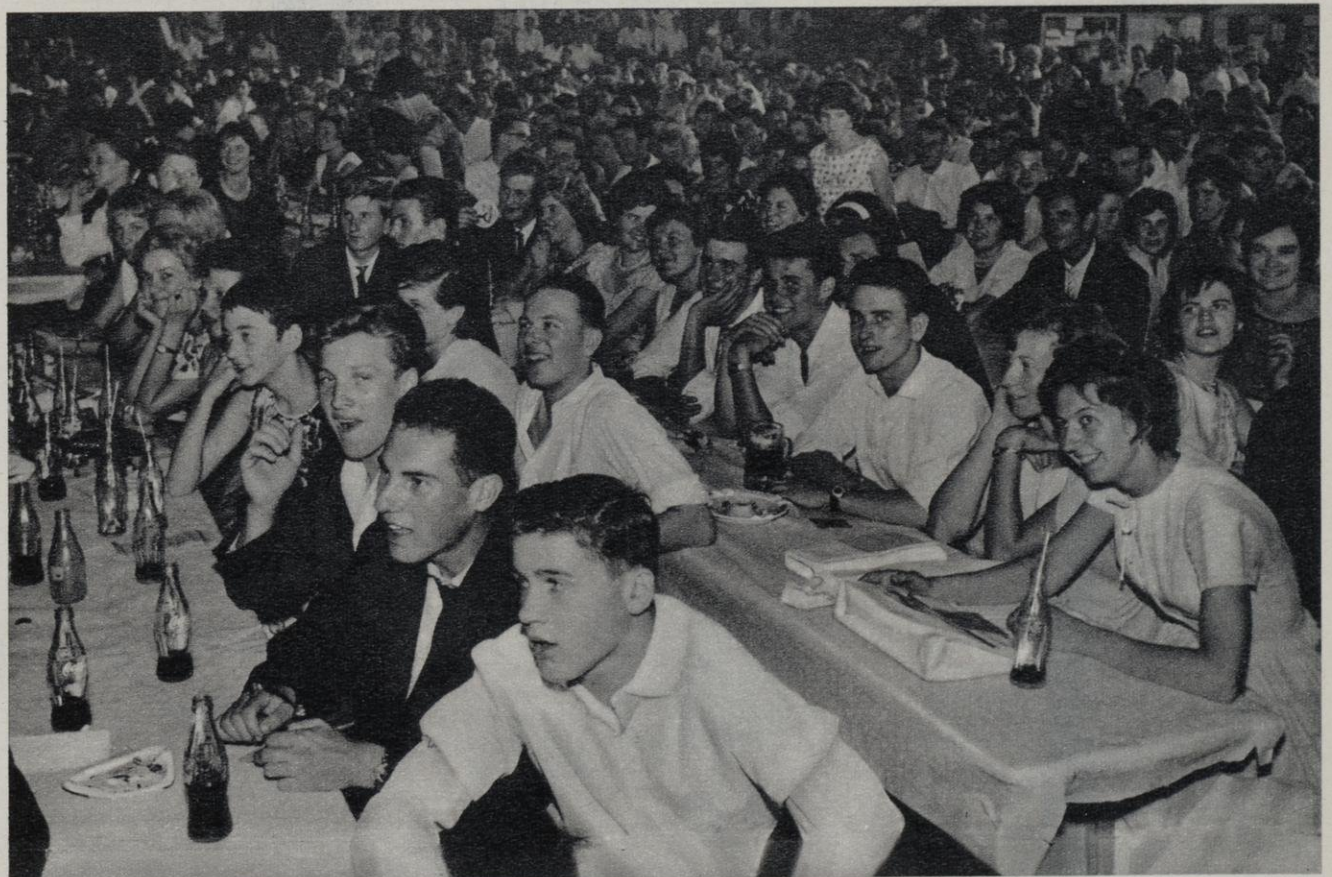
Entschließung

Die Bevölkerung St. Ingberts und über 3000 junge Gewerkschafter, die den im DGB vereinten Gewerkschaften angehören, protestieren gegen den Terror des Ulbricht-Regimes in Berlin, das durch die „chinesische“ Mauer und den Stacheldraht 16 Millionen Deutsche in der Sowjetzone und im Ostsektor Berlins in ein großes Konzentrationslager gesperrt hat. Diese Terrormaßnahme stellt eine flagrante Verletzung der Charta der Menschenrechte dar. Sie hat die Freizügigkeit und die freie Arbeitsplatzwahl in Berlin beseitigt und damit auch die Grundprinzipien der Freien Gewerkschaften mit Füßen getreten.

Die in St. Ingbert mit der Bevölkerung versammelte Gewerkschaftsjugend verlangt die Wiederherstellung der Menschenrechte und erwartet von den Großmächten, die den Viermächte-Status von Berlin garantieren, daß sie unter Wahrung des Friedens alle Maßnahmen treffen, die geeignet sind, der Freiheit eine Bresche zu schlagen und den unmenschlichen Terror der politischen Machthaber in Ostberlin und der Sowjetzone zu beseitigen.



Horst Wagner von der IG Metall Berlin spricht über die Lage der Stadt



Das schönste Motorrad, das ich je sah

Erzählung von William Saroyan

Eines Morgens kam ich ins Geschäft, und da zog sich die Buchhalterin gerade den Mantel an und setzte sich den Hut auf und hatte verweinte Augen. Es war sehr still. Die Tür zu Mr. Wylies Privatbüro stand ein ganz klein wenig offen, also nahm ich an, daß er an seinem Schreibtisch saß. Sonst war niemand da. Es war zwanzig nach acht, und die Uhr tickte ungewöhnlich laut – wenn man bedenkt, daß sie sonst eigentlich nie zu hören ist.

„Guten Morgen, Mrs. Gilpley“, sagte ich. „Guten Morgen, Joe“, sagte sie. Ich steuerte nicht geradewegs auf den Schrank los, um meinen Hut aufzuhängen, und ging auch nicht auf meinen Platz, denn ich wußte, etwas war nicht in Ordnung, und ich überlegte und fand, daß es bestimmt nicht höflich sei, mich einfach so ans Pult zu setzen, ohne zu untersuchen, was los war und weshalb Mrs. Gilpley weinte. Ich hatte von September bis April mit Mrs. Gilpley im gleichen Büro ge-

arbeitet, den ganzen Winter über, und vielleicht hatte ich keine besondere Vorliebe für sie, vielleicht schwärmte ich nicht richtig für sie, aber sie war eine gutherzige alte Dame, und daher konnte ich nicht einfach hingehen und mit der Tagesarbeit anfangen. Ich mußte mit ihr reden.

„Mrs. Gilpley“, fragte ich, „ist etwas los?“ Sie zeigte auf die angelehnte Tür von Mr. Wylies Privatbüro und machte mir ein Zeichen, das bedeutete, nicht zu sprechen,

sondern einfach meinen Hut aufzuhängen und mich an die Arbeit zu setzen.

Aha, dachte ich. Er hat sie rausgefeuert! Nach all den Jahren!

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „Sie haben doch nicht Ihre Stelle verloren, nicht wahr?“

„Ich habe gekündigt“, sagte sie.

„Nein, ist nicht wahr“, sagte ich. „Ich bin doch nicht von gestern. Mir können Sie nichts weismachen.“

Mrs. Gilpleys Lohn betrug 27,50 Dollar die Woche. Als sie für das Bestattungsinstitut arbeiten begann, betrug er acht Dollar die Woche. Ich wurde angelernt, Mrs. Gilpleys Arbeit zu machen. Mein Gehalt betrug 15 Dollar die Woche, deshalb schickten sie die alte Dame also fort!

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „ich kam heute morgen her, um meine Stelle aufzugeben. Ich habe einen Onkel in Portland, der einen Kolonialwarenladen eröffnet, und da muß ich hin und ihm die Buchhaltung machen. Ich kann nicht mein Leben lang für ein Bestattungsinstitut arbeiten. Ich kündige.“

„Joe“, sagte Mrs. Gilpley, „du weißt genau, daß du keinen Onkel in Portland hast.“

„Glauben Sie?“ sagte ich. „Sie würden noch staunen, wo ich überall Onkels habe. Und die Stelle hier hab ich satt. Die Adressen von lauter Toten nachtragen! Das ist keine Karriere für einen jungen Mann!“

„Joe“, sagte Mrs. Gilpley, „wenn du deine Stelle aufgibst, spreche ich nicht mehr mit dir, solange ich lebe.“

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „was glauben Sie wie mir zumute ist? Hierherkommen und Ihnen die Stelle wegnehmen? Das ist nicht recht. Sie arbeiten hier schon zwanzig Jahre oder länger. Ich kündige jetzt!“

Schnurstracks ging ich in Mr. Wylies Büro. „Mr. Wylie“, sagte ich, „ich kündige mit sofortiger Wirkung meine Stelle!“

„Weshalb?“ fragte er.

„Ich bekomme nicht genug Lohn“, sagte ich. „Wieviel wollen Sie?“ fragte er.

Junge, da hab ich nicht schlecht gestaunt! Ich dachte, er wirft mich raus. Ich sagte mir, daß ich unverschämt viel fordern muß, damit er mich rausfeuert.

„Ich brauche dreißig Dollar die Woche“, sagte ich.

„Aber Sie sind erst achtzehn“, sagte er. „Solch hohes Gehalt wäre reichlich verfrüht. Doch vielleicht läßt es sich machen.“

Eider Teufel! Wenn ich im Ernst versucht hätte, so was durchzudrücken, wenn ich's wirklich gewollt hätte und mehr Geld verlangt hätte, dann würde es nie geklappt haben. Dreißig Dollar die Woche, das reichte aus, mir all die Sachen, die ich mir schon so lange wünschte, in weniger als einem halben Jahr zu kaufen! O mein Jesus, bei dreißig Dollar die Woche könnte ich mir sogar eine Harley-Davidson kaufen!

„Nein“, sagte ich, „ich kündige.“

„Weshalb kündigen Sie?“ fragte er. „Ich dachte, die Arbeit gefällt Ihnen?“

„Ja, früher“, sagte ich. „Aber jetzt nicht mehr.“ – Mr. Wylie“, fragte ich, „haben Sie Mrs. Gilpley rausgefeuert?“

Mr. Wylie lehnte sich in seinem Sessel zurück und blickte mich an. Er sah ärgerlich aus. Wer, zum Teufel, war ich, daß ich ihm eine solche Frage stellen durfte?

„Junger Mann“, sagte er, „ich werde Ihnen Ihren Scheck ausstellen lassen. Warten Sie im Büro draußen!“

Ich ging durch die Schranke und stützte mich auf die Theke.

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „jetzt muß er Ihnen die Stelle wiedergeben, weil er keinen hat, der die Arbeit übernehmen kann.“

„Joe“, sagte Mrs. Gilpley, „und wenn du nun keine Stelle findest?“

Ich schnippte mit den Fingern.

„Kleinigkeit“, sagte ich. „Ich kann jederzeit eine andere Stelle finden.“

Mr. Wylie kam aus seinem Privatbüro hervor, als ich noch mit ihr redete. Sie regte sich



Artwork by [Signature]

...richtbar auf, als sie ihn kommen sah, aber ich
...örte nicht auf zu reden.

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „mein ganzes Leben
...ng habe ich mir schon eine Harley-Davidson
...ewünscht, auf der ich herumfahren und eine
...Menge kleiner Städte anschauen kann, und
...ich hätt's wohl tun können, wenn ich meine
...Stelle hier behalten hätte, aber dort, wo ich
...herkomme, behält man nicht seine Stelle und
...kauft sich eine Harley-Davidson und läßt es zu,
...daß deshalb jemand anders, der den Posten

nötiger hat, an die Luft gesetzt wird.“
„Was ist eine Harley-Davidson?“ fragte Mr.
Wylie.

„Ein Motorrad“, sagte ich.

„Oh“, sagte er.

„Mr. Wylie, ich nehme an, Sie sind noch nie
Motorrad gefahren?“

„Nein“, sagte er, „noch nie.“

„Es gibt nichts Feineres“, sagte ich. „Ein gutes
Motorrad macht achtzig Meilen die Stunde!
Spielend!“

„Mrs. Gilpley“, sagte ich, „wenn ich jemals ein
Motorrad mit Beiwagen habe, würde es mich
sehr freuen, Sie zu einer kleinen Spazierfahrt
durch den Golden-Gate-Park mitzunehmen,
nur damit Sie mal einen Begriff bekommen,
wie nett eine Motorradfahrt sein kann.“

„Danke recht herzlich, Joe“, sagte Mrs. Gilpley.

„Auf Wiedersehen“, sagte ich.

„Auf Wiedersehen“, sagte Mrs. Gilpley.

„Auf Wiedersehen“, sagte Mr. Wylie.

Ich trat aus dem Haus und ging die Market-
Street entlang. Ich weiß auch nicht, wie es
kam, aber ich ging geradewegs in die Harley-
Davidson-Filiale, und sie zeigten mir das neue
Modell. Ich fragte den Verkäufer, ob ich es ein
bißchen ausprobieren dürfte, und er besprach
es mit jemand in einem Hinterzimmer, und
dann sagte er, ich dürfte es ausprobieren, wenn
ich etwas Geld im Büro hinterlege.

„Für den Fall, daß...“, sagte er.

Schön, ich hatte den Scheck, also gab ich ihm
den Scheck.

Es war eine prachtvolle Maschine. Der Motor
zog großartig. Ich kam auf den großen Über-
land-Highway am Meer, und da fiel mir Mon-
terey ein, und ich dachte, vielleicht, wenn ich
sie ordentlich losbrausen lasse, flitze ich nach
Monterey, und dann flitze ich wieder zurück
und bringe ihnen ihr Motorrad und sehe mich
nach einer anderen Stelle um. Vielleicht geben
sie mir einen Teil von dem hinterlegten Geld
zurück, vielleicht auch nicht, aber selbst wenn
sie mir gar nichts wiedergeben, dacht' ich, ist
es dich noch die Sache wert gewesen, und also
ließ ich sie losbrausen. Das war's! April! Und
die Harley-Davidson unter mir, und der Stille
Ozean neben mir! Und die Welt. Und die
Städte. Und die Bäume. Und ich sauste nach
Monterey in einer Zeit von Nullkommanix.

Es war eine schöne Stadt. Ein paar alte Ge-
bäude waren da, und dann Schiffe, Fischer-
boote. Wie fein es da nach Fischen roch, und
was für ein Sonnenschein. Ich fuhr mit der
Harley-Davidson durch die ganze Stadt und
dann direkt auf den nassen Sand am Strand
und ein ganzes Stück den Strand entlang. Eine
Menge Seemöwen haben's mit der Angst vor
mir bekommen, und dann hab ich an einer
Bude gehalten und mir drei Hamburger und
zwei Tassen Kaffee geben lassen. Dann
machte ich mich auf den Rückweg nach
Frisko.

Es war eine lange Strecke, hin und zurück. Es
war die schönste Maschine, die ich je gesehen
habe. Ich konnte einfach alles mit ihr anstellen.
Ich konnte zickzack mit ihr fahren. Ich konnte
so fahren, daß ich ganz weit nach rechts oder
links überlag. Ich glaube, eine Menge Leute
auf dem Highway haben es mit der Angst be-
kommen. Ich hab einen Mordsspaß mit der
Harley-Davidson gehabt. Dann brachte ich sie
zurück und lieferte sie ab. Der Verkäufer
fragte:

„Wo sind Sie gewesen?“

„Ich bin nach Monterey gefahren“, sagte ich.
„Monterey?“ sagte er. „Wir wußten nicht, daß
Sie so weit wollen. Wir dachten, Sie wollten
bloß probieren, wie es sich darauf fahren
läßt.“

„Oh“, sagte ich, „ich hab schon immer mal
nach Monterey fahren wollen. Kann ich mein
Geld haben?“

„Kaufen Sie das Motorrad?“ fragte er.

„Wieviel kostet's?“ fragte ich.

„275 Dollar“, sagte er.

„Nein“, sagte ich.

„Ich habe nicht soviel.“

„Wieviel haben Sie?“ fragte er.

„Den Scheck“, sagte ich. „Das ist alles. Die
13 Dollar.“

„Wir glaubten, Sie würden das Motorrad kau-
fen“, sagte er.

„Ich hätte es auch gekauft, wenn ich nicht
meine Stelle aufgegeben hätte“, sagte ich.

„Kann ich jetzt mein Geld wiederhaben?“

„Leider schulden Sie uns noch Geld“, sagte
er. „Die Maschine war neu. Sie stand zum Ver-
kauf. Jetzt ist es eine gebrauchte Maschine.“

„Kann ich nicht einen Teil von meinem Geld
wiederhaben?“ fragte ich.

„Nein“, sagte er.

„Es ist ein tolles Motorrad“, sagte ich.

Ich ging weg und nach oben in mein Zimmer,
und keine Minute dachte ich daran, wo im
Leben ich wohl eine neue Stelle finden könne.
Ich war viel zu glücklich über die Fahrt nach
Monterey und zurück.

**Aus dem Amerikanischen
von Elisabeth Schnack**





Leichter als unter Francos Diktatur ist das Leben für die jungen Spanierinnen in der Bundesrepublik



Aller Anfang ist schwer

Sie leben unter uns

Sie begegnen uns überall. In der Straßenbahn, auf dem Wege zur Arbeit – wir erkennen sie an ihrem freien, ungezwungenen Gang am Feierabend, wir sehen sie gruppenweise in Bahnhofshallen miteinander diskutieren. Wir arbeiten täglich mit ihnen zusammen und lernen sie als Freunde schätzen.

Wir wissen, daß in der Bundesrepublik zur Zeit weit mehr als 390000 ausländische Arbeiter beschäftigt sind. Die Italiener liegen an der Spitze, ihnen folgen die Spanier und die Griechen, um nur wenige Nationen zu nennen, denn Arbeiter aus 50 Nationen fanden in unserem Lande Arbeit. Über die Hälfte sind junge Menschen.

Die Frage nach Entlohnung, Beschäftigungsdauer, Unterkunft und Kontaktaufnahme ist vielerorts zu einem Problem geworden. Die Gewerkschaften haben Sprechstunden eingerichtet, um den Gastarbeitern manche Nöte abzunehmen. Wie gesagt, es ist alles noch im Anfang, und es gibt noch viel zu tun.

Sie kommen aus den unterentwickelten Teilen Europas, aus den Bergdörfern Mazedoniens, aus Saloniki, am Ägäischen Meer, aus den Provinzstädten Süditaliens, aus Katalonien, und Kastilien in Spanien. In ihrer Heimat herrschen Armut und Not, es gibt keine Industrie mit ständigen Arbeitsplätzen und gutem Verdienst. Die jungen Leute werden teilweise durch das Arbeitsamt, teilweise durch die Firmen direkt angeworben. Nach anfänglichen klimatischen Schwierigkeiten passen sie sich schnell an die hiesigen Verhältnisse an. Sie sind sehr arbeitswillig und unterscheiden sich an ihrem Arbeitsplatz kaum von den deutschen Kollegen. Nur sprechen sie kein Wort deutsch, wenn sie zu uns kommen. Wie soll man sich verständigen? Das ist das Problem, aus dem schon manches Mißverständnis entstanden ist, und das nur einigermaßen gelöst wird, wenn die Firma Dolmetscher einstellt, die sich um eine Verständigung bemühen.

Wir trafen auch vorbildliche Firmen an, die sich, in Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat,

tatkünftig dafür einsetzen, daß ihre Gastarbeiter keinen Mangel erfahren. Wir fuhren mit dem Prokuristen und dem Betriebsratsvorsitzenden eines großen Kölner Chemiefaserwerkes in ein Mädchen-Wohnheim. Hier sind 48 griechische Mädchen in hellen und freundlich eingerichteten 4-Bett-Zimmern untergebracht. Das Jugendsozialwerk sowie die Firma haben hier Erhebliches geleistet. Es gibt in diesem Hause Badezimmer, ausreichende Toiletten, Bügelzimmer, Waschküche, EBzimmer und einen Aufenthaltsraum mit Fernsehapparat. Wir gingen dem Kochduft nach und kamen in eine modern eingerichtete Küche, in der die Mädchen sich abends ihre Heimatgerichte selbst kochen. Um uns herum waren freundliche Gesichter. Daphne und Polaxeni sind Schwestern und kommen aus einem kleinen Dorf in Mazedonien. Sie sind froh, hier zu wohnen. Sie schicken die Hälfte ihres verdienten Geldes nach Hause. Davon kann in Mazedonien die ganze Familie leben. Iphigenie trafen wir beim Salatputzen an. Sie kommt aus Prosozani, ebenfalls vom Lande, ist 18 Jahre alt und schickt die Hälfte ihres Lohnes nach Hause. In der Stunde verdient sie DM 2,52 im Akkord. Sie arbeitet 44 Stunden in der Woche. Ihr Bruder wird nachkommen und hier Arbeit finden. Ab und zu hat sie Heimweh. Wie uns dazu der Betriebsratsvorsitzende sagt, wird das Heimweh gemildert, wenn weitere Familienangehörige nachkommen.

Xyriki, das heißt zu deutsch Sonntag, erinnerte uns an jene klassischen Schönheiten, wie sie in unserer Vorstellung von Griechenland dort leben. Sie schneidert sich, wie auch andere Mädchen, ihre Kleider selbst. Die Firma hat dazu eigens eine Nähmaschine zur Verfügung gestellt. In Saloniki war sie Tabakarbeiterin und hat im Monat 30 Drachmen = DM 6,- verdient. Jedoch sind die Lebensmittel in Griechenland weitaus billiger als bei uns, aber um sich sonst etwas außer Lebensmitteln zu kaufen, dazu reichen die 30 Drachmen nicht. So wie Xyriki haben auch andere Mädchen bereits Freundschaften mit deutschen Jungen geschlossen und lernen dadurch schnell deutsch sprechen. Überhaupt werden bei Betriebsfeiern und Ausflügen wirkliche Freund-



Guten Appetit!

Ein notwendiges Buch

Der bekannte Schriftsteller Robert Neumann hat – in Zusammenarbeit mit Helga Koppel – ein erschütterndes Dokumentar- und Bildwerk unter dem Titel „Hitler – Aufstieg und Untergang des Dritten Reiches“ herausgegeben, das in 500 Fotos und Dokumenten die schrecklichste Epoche deutscher Geschichte enthüllt. In den letzten Jahren sind viele verdienstvolle Bücher erschienen, die über die Geschehnisse der Jahre 1933 bis 1945 Aufschluß geben. Trotzdem sei die Behauptung gewagt, daß die hier besprochene Veröffentlichung eine Lücke ausfüllt. Denn dieser Band beschränkt sich nicht auf ein Teilgebiet, sondern läßt eine Gesamtschau entstehen: Vorgeschichte und Hintergründe, die makabre Wirklichkeit jener 12 Jahre, die Systematik der Unmenschlichkeit an fürchterlichen Beispielen belegt. Es sind totale Enthüllungen einer totalen Diktatur, so eindrucksvoll zusammengestellt und kommentiert, daß selbst Zeitgenossen, die den Naziterror in bewußter Gegnerschaft erlebten, erschauern.

Dieses Buch zeigt ohne Konzession und ohne Schonung die oftmals verschleierte Zusammenhänge. Hier wird deutlich, daß das deutsche Volk in Wirklichkeit erstes Opfer des barbarischen Naziregimes wurde. Da wird nicht der Anteil verschwiegen, den schwerindustrielle Kreise an der sogenannten Machtergreifung Hitlers hatten. Wir sehen Gesichter, wir lesen Namen von Personen, die heute wieder Schlüsselstellungen innehaben und in Staat und Wirtschaft hohe Funktionen bekleiden. Robert Neumann sagt in seinem ergreifenden Vorwort: „Wir wollen, daß dieser Bildband vor allem den jungen Menschen in die Hände kommt, die morgen die Verantwortung tragen. Denn wir weigern uns zu verschweigen, daß die Gespenster von gestern die Realitäten von heute sind.“

Aber schließlich, und das geht uns ganz besonders an, wird auch endlich einmal gebührend hervorgehoben, daß die deutsche Arbeiterschaft vom Beginn an der entschlossensten Gegner der Hitler, Ley und Kumpanei war, daß sich aus ihren Reihen immer wieder neue Widerstandszentren bildeten. Die Lüge von der Volksgemeinschaft wurde entlarvt, als die deutschen Arbeiter die Zuchthäuser und Konzentrationslager füllten. Sie brachten während all dieser Jahre Opfer in so großem Maße, daß sie sich heute noch schmerzlich bemerkbar machen.

Die Fülle des dargebotenen Materials ist erdrückend. Wir empfehlen ohne Vorbehalt diese einzigartige Bildbiographie jüngster deutscher Geschichte. Der historischen Wahrheit wegen sei jedoch ergänzend erwähnt, daß außer illegalen kommunistischen Zeitungen auch eine ansehnliche Reihe periodischer Blätter von sozialistischen und gewerkschaftlichen Widerstandsgruppen erschienen sind, deren Verbreitung in Deutschland zu Massenprozessen führten. Auch der entschuldigenden Bemerkung zum deutsch-russischen Pakt 1939 muß widersprochen werden, da sie einer kritischen Geschichtsbetrachtung nicht standhält. Aber dies sind geringfügige Einwendungen (die bei einer Neuauflage korrigiert werden können), gemessen an der gesamten Leistung. Und man kann nur zustimmen, wenn einleitend gesagt wird: „Die Lektion, die aus diesen nur mit spärlichen Worten kommentierten Bildern spricht, ist klar. Mögen die Deutschen dieser Generation sie lernen. Möge das Ausland ihnen dabei helfen. Sie bedürfen sehr der Hilfe. Ein deutsches Problem? Es ist ein Problem der Welt.“

So ist es in der Tat. Darum verdient dieser Dokumentarband große Verbreitung und gehört in alle Bibliotheken. Es ist zu begrüßen, daß der Bund-Verlag eine verbilligte Sonderausgabe ermöglicht hat. Statt für DM 19,80 können die Mitglieder unserer Gewerkschaft den gut ausgestatteten Band für nur DM 14,80 erwerben. Es wäre wünschenswert, wenn viele Kollegen von dieser Möglichkeit Gebrauch machten.

Joseph Lang



Aufforderung zum Tanz. Aber wo sind die Jungen?



Der neue Mantel

Der Brief aus der Heimat

schaften geschlossen, denn die Menschen sind sehr aufgeschlossen und lebensfroh.

Wir trafen sie, als sie Lieder in ihrer Sprache sangen und auf der selbstangefertigten Lyra spielten (einem altgriechischen Saiteninstrument) und ihre Heimattänze tanzten. Die Mädchen zahlen monatlich DM 42,-, darin enthalten sind Strom, Gas, Wasser etc. Im Anfang wurde Deutschunterricht erteilt, doch wegen zu geringer Beteiligung zurückgestellt. Es fehlen einfach die schulischen Voraussetzungen, denn viele haben nicht mehr als zwei Schuljahre absolviert, hörten wir von der Leiterin des Heims.

In diesem Wohnheim hatten wir den Eindruck, daß sich die Mädchen wohlfühlten. Sie merken, daß man sich um sie kümmert und versucht, sich etwas in ihre Welt einzudenken. So wird es durch beiderseitiges Wollen möglich, das Zusammenleben und Zusammenarbeiten erträglicher zu machen.

Ebenfalls gut untergebracht sind junge Spanierinnen, die tagsüber in einer Textilfabrik im Bergischen Land arbeiten. Die Firma hat einen ehemaligen Tanzsaal zu einem Wohnheim umgebaut. Es gibt auch hier 4-Bett-Zimmer, Radio und Fernsehapparat. Wer nicht im Heim kocht, kann mittags in der Werkskantine essen. Es wird sogar Rücksicht auf die spanische Küche genommen. Die Mädchen werden durch einen spanischen Priester betreut.

Es gibt leider auch andere Beispiele, wo ausländische Arbeiter sich wirklich fremd vorkommen. Alessandro und Francesco lernten wir in einem Tanzlokal kennen. Sie erzählten uns beim Glas Bier, daß sie mit einer Baufirma einen Vertrag auf ein Jahr abgeschlossen haben und in einer Baracke wohnen. Als wir sie am nächsten Tage besuchten, waren wir entsetzt, daß heutzutage noch Menschen in solch unwürdigen Unterkünften hausen müssen. Wir dachten an jene Baracken, die wir so zahlreich während des Krieges gesehen haben. Bei Regen tropft es bis in die Mitte des Raumes. Die Männer schlafen auf Strohsäcken. Trotzdem waren sie guten Mutes. Wie Ales-

sandro sind Francesco, Vincenzo und Martino aus Foggio und Lecce, aus Süditalien. In ihrer Heimat verdienten sie als Bauarbeiter nur 1600 Lire bei 10 Stunden Arbeit = DM 10,40. Sie ließen sich über ihr Arbeitsamt nach Köln vermitteln. Die Reise wurde vom Arbeitgeber bezahlt. Martino zeigte mir seinen Lohnstreifen. Für 46 Stunden Arbeit bekommt er DM 105,- ausbezahlt. Francesco hat in einem Monat 235 Stunden gearbeitet und bekam ein Bruttogehalt von DM 686,89. Ausbezahlt erhält er DM 603,94. 450,- DM schickt er nach Hause.

Er lebt sehr einfach. Er und seine Kollegen kochen sich abends ihre Spaghetti, waschen sich ihre Wäsche und reinigen, so gut es geht, ihre Behausung selbst. Das Wasser zum Waschen müssen sie von weither holen, denn in der Baracke selbst ist kein Wasserhahn. Wie uns zwei deutsche Arbeiter sagten, sind sie sehr zufrieden mit ihren italienischen Kollegen. Sie arbeiten gern mit ihnen, denn sie sind gute Kameraden.

Eines Tages gehen viele unserer jungen Freunde wieder zurück in ihre Heimat. Sie nehmen neben dem verdienten Geld auch manche guten Eindrücke mit. Und diese Eindrücke sind mit die wichtigsten Vermittler zwischen den Völkern Europas. Sie haben Freundschaften mit uns geschlossen. Sie und wir haben eine menschliche Bereicherung erfahren, indem wir alle unseren Horizont erweitert haben. Wer würde da auf den Gedanken kommen, Haßgefühle gegen Menschen anderer Rassen und anderer Sprachen aufzubringen?

Trude Neumann

Fotos: Udo Hoffmann



Mein größtes Ferienerlebnis

Sollen Schüler in den Ferien arbeiten? Unter dieser oder ähnlichen Überschriften wurde das Thema, ob höhere Schüler in den langen Sommerferien eine Arbeit gegen Entgelt verrichten sollten oder nicht, von Presse und Funk behandelt. Es war fast wie eine ansteckende Krankheit. Man beleuchtete das Thema vom medizinischen und vom pädagogischen Standpunkt, man fragte Arbeitsämter und Lehrer um ihre Meinung. Kurz und gut, man war nicht sehr dafür. Doch gerade in diesen Ferien wollte ich es auch einmal versuchen. Ich bin erst 14, aber groß und kräftig genug. Irgendwie muß man seine Kräfte ja einmal auslassen. Warum sollte ich nicht eine nützliche Tätigkeit damit verbinden? Eine Reihe meiner Schulkollegen hatte das schon in den vorigen Sommerferien getan und ganz schönes Geld dabei verdient. Ja, natürlich reizte mich auch das Geld. Aber noch etwas anderes trieb mich dazu. Man bekommt so ein Gefühl der Minderwertigkeit, wenn man mit seinen ehemaligen Kollegen von der Volksschule zusammentrifft, die schon seit Ostern einen ordentlichen Beruf ausüben. Meine Eltern waren nicht dafür, aber nach längerem Kampf hatte ich erreicht, daß ich die ersten vier Wochen arbeiten durfte. Ich stellte mich bei einem Großunternehmen der Lebensmittelbranche vor und wurde sofort eingestellt. Es wurden Arbeitszeit und Entlohnung mündlich vereinbart. Ich sollte fünf Tage in der Woche acht Stunden in einer Verkaufsstelle des Unternehmens arbeiten. Stolz kam ich mit einem mir ausgehängten Arbeitskittel zu Hause an. Meine Eltern waren mit der Lösung zufrieden. Nun hatte ich ja noch einen Tag in der Woche, wo ich ganz abschalten und mich erholen konnte.

Aber meine Enttäuschung begann bereits am ersten Arbeitstag. Nicht, daß die Arbeit mir nicht zugesagt hätte, nein, im Gegenteil, nie ist mir ein Tag so schnell herumgegangen. Aber etwas anderes gefiel mir nicht, man sagte mir nämlich, daß man samstags auf mich nicht verzichten könne. Das konnte ich verstehen. Aber dafür sollte ich dann zwei Tage in der Woche nur vormittags bis zur Mittagspause arbeiten. Um aber die 40 Stunden vollzumachen, sollte ich außerdem freitags neun-



Illustration: Siegfried Reiche

einhalb Stunden arbeiten. Ich war nun der Meinung, daß zwei freie Nachmittage nicht gleich einem freien Tag seien, sagte zu Hause aber nichts davon.

Als jedoch Ende der Woche vom Personalbüro eine schriftliche Bestätigung der mündlichen Abmachung kam, sprach ich mit meinem Vater über die Angelegenheit. Es stand nämlich in dem Schreiben, „Sie dürfen nur fünf Tage in der Woche acht Stunden Tätigkeit ausüben“. Mein Vater klärte mich nun auf, daß die Firma mit mir einen Arbeitsvertrag getätigt habe und ebenso wie ich genötigt sei, diesen Vertrag zu

halten, auch wenn derselbe nur mündlich abgeschlossen sei. Außerdem dürfe ich nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz täglich nicht länger als acht Stunden arbeiten. Ich wies also anderen Tags das Schreiben vor und sprach von meinen Rechten. Nunmehr bekam ich in der zweiten Woche einen ganzen Arbeitstag frei. Aber am verkaufsoffenen Samstagnachmittag mußte ich, um acht Stunden zu erreichen, bis 16 Uhr arbeiten. Erst in der dritten Woche erreichte ich von montags bis freitags die vereinbarte fünfzügige Arbeitswoche mit achtstündiger Arbeitszeit. Aber nun geschah das,

aufgespeicherten Getreides gehört 12 v.H. den Farmern!

Sehr gefährdet sind auch die riesigen Rinderherden der Prärieprovinzen Alberta, Manitoba und Saskatchewan. Schon hat die Bundesregierung in Ottawa ihre Bereitschaft erklärt, die Hälfte der Transportkosten für das Futter zu bezahlen – oder die Hälfte der Spesen zu zahlen, um die Rinder des Westens zu den saftig-grünen Weideplätzen des kanadischen Ostens zu transportieren. Das könnte ein Projekt von Riesenausmaßen werden, gibt es doch in der kanadischen Prärie zur Zeit mehr als 5000000 Rinder.

Ja, wenn es nur regnen würde...!, seufzen die Präriefarmer immer wieder. Was aber tun, wenn das ersehnte Naß ausbleibt? Nicht wenige Präriebewohner erinnern sich heute an eine Episode aus dem Jahre 1953, als es so oft regnete.

Damals zogen verzweifte „Blaßgesichter“ zu der Reserve der Sarcee im Vorgebirge der Rocky Mountains. Die „Palefaces“ erwähnten, daß es in 22 der letzten 26 Tage in Calgary ge-

regnet habe, und nun brachten sie ihre Bitte vor: der berühmte Medizinmann der Sarcee-Indianer, Pat Grasshopper, möge doch den Great Spirit, den Großen Geist, um Schönwetter bitten...

Daraufhin berieten die Häuptlinge der Sarcee-Indianer über dieses Ansuchen. Schließlich gaben sie ihre Zustimmung.

Unter dem Wirbel der mit Caribouhäuten bespannten großen Trommeln begann der greise Medizinmann das Gebet des Sonnentanzes zu singen. Die Sarcee nennen die Sonne „Unseren Vater“ und eines ihrer Gebete beginnt mit den Worten: „Trockne Dein Antlitz, Vater, so daß es wieder hell werden möge...“

Während schwere Regengüsse über die Stadt Calgary niedergingen, fand diese einzigartige Zeremonie statt – am 3. Juli 1953. Im Studio des Rundfunksenders der Stadt.

Und als der Sonntag kam, waren Calgary und die Umgebung von Sonnenlicht überflutet. Die Calgary Stampede, die großen Cowboyfestspiele der Präriestadt, die jedes Jahr hunderttausende Besucher aus allen Teilen Nord-

was ich als mein größtes Ferienerlebnis bezeichnen möchte.

Die Kontrolleurin des Unternehmens stellte samstags mein Fehlen fest. Montags teilte mir die Leiterin im Auftrage der Kontrolleurin mit, daß man wünsche, daß ich samstags arbeiten solle freitags neuneinhalb Stunden dabei bleiben, um 40 Stunden vollzumachen. Auch sie würden das Jugendschutzgesetz kennen und wenn mein Vater mit dieser Regelung nicht einverstanden sei, solle ich ganz zu Hause bleiben. Ich weigerte mich, das anzunehmen und erklärte, mein Vater würde damit nie einverstanden sein. Da ordnete die Leiterin an, ich solle am anderen, meinem freien Tage nachmittags von 16.30 bis 18.30 Uhr die mir am Samstag fehlenden zwei Stunden arbeiten.

Mein Vater verbot mir dies unter Berufung auf den Arbeitsvertrag. Es gab am anderen Tag eine erhebliche telefonische Debatte zwischen dem Personalbüro einerseits und meiner Mutter bzw. mir andererseits. Fortgesetzt wurde dieselbe am übernächsten Tage, als Kontrolleurin, Leiterin und Arbeitskolleginnen mich angriffen. (Ich hatte nämlich dem Personalbüro telefonisch eine Klage beim Arbeitsgericht in Aussicht gestellt.) Man erzählte mir, daß man früher zehn und zwölf Stunden gearbeitet habe. Ich berief mich auf Arbeitsvertrag und Jugendschutzgesetz und verlangte die Bezahlung der vollen 40 Stunden, da ich ja bereit gewesen sei, dieselben im Rahmen des Vertrages und Gesetzes zu leisten. Bezüglich des Jugendschutzgesetzes wurde mir gesagt, ich brauche ja darüber nicht zu reden, dann würde das niemand gewahr; mit allen anderen hätte man keine Schwierigkeiten, nur mit mir. Erst als ich damit drohte, mein Vater werde die Gewerkschaft unterrichten, lenkte man ein und erkundigte sich, ob mein Vater Gewerkschaftsmitglied sei. Als man erfuhr, daß er sogar Funktionär sei, bekam ich die zwei Stunden großzügig geschenkt.

Dies ist also mein großes Ferienerlebnis. Ich weiß jetzt, daß es Leute gibt, die meinen, sie brauchen ein Gesetz nur dann zu befolgen, wenn es ihnen in den Kram paßt bzw. wenn es ihnen Nutzen bringt. Die so verfahren und der Jugend „mit gutem Beispiel“ vorangehen, sind aber dieselben, die mit erhobenem Zeigefinger bei jeder Gelegenheit von den bösen Halbstarren sprechen. Ich weiß vor allem aber, daß der Arbeitnehmer arm dran wäre, wenn nicht eine starke Organisation hinter ihm stände. Ich glaube, daß schon diese Erfahrung allein es wert ist, daß ich in den Ferien gearbeitet habe.

Albert Kramer

Regentänze und Staubschleier

Ein Schleier von Staub breitet sich über immer größere Gebiete der kanadischen Prärie. Schon sind zahllose kleine Seen und „dugouts“, in denen sich ansonsten Wasservorräte für die Herden befinden, vollkommen ausgetrocknet.

Auch die Gefährdung der Getreideernte wird von Tag zu Tag größer. Wohl gibt es hier in der Prärie riesige Weizenüberschüsse aus früheren Jahren, doch von etwa 80 v.H. des

amerikas anlockt, hatte das beste Wetter seit Jahrzehnten. Und die anmutige Edith Edge, die zur „Stampedekönigin“ erwählt worden war, dankte den Sarcee-Indianern im Rundfunk dafür, daß sie Calgary wieder Schönwetter gebracht hatten.

Als aber die Fanfaren der Calgary Stampede verklungen waren, begab sich der greise Medizinmann, von Sarcee Chief Edward One Spot und dessen Sohn Riding On a Pinto flankiert, in das Studio des Rundfunksenders. Die Indianer dankten dem Great Spirit via Aetherwellen – sie nennen den Rundfunk „Stimme, die über große Entfernungen reist“ – für die Hilfe, die er ihren „Weißen Brüdern“ hatte ange-deihen lassen.

Heute erwägt man in der Prärie, ob man nicht wieder die Hilfe der Indianer erbitten sollte. Die Regentänze der Rothäute, so heißt es, haben schon oft in vergangenen Jahren das so ersehnte Naß „herbeigezaubert“!

Immer noch schreibt das Leben die ungewöhnlichsten Geschichten...

Walter Jelen, Toronto

Den

Waffen

entwachsen

Von UN-Generalsekretär
Dag Hammarskjöld



Die UNO, Forum der Völker. Dag Hammarskjöld berät mit der indischen Delegierten Frau Vijaya Lakshmi Pandit

In einem seiner letzten Artikel spricht der tödlich verunglückte UN-Generalsekretär noch einmal das Thema an, das das Leitmotiv seiner Tätigkeit war: den Waffen zu entwachsen.

Arthur Waley, der bekannte Übersetzer chinesischer Philosophie und Literatur, zitiert in einem seiner Bücher, was ein früher chinesischer Historiker über den Philosophen Sung Tzu und seine Schüler so um 350 vor Christi zu sagen hatte. Jemandem, der bei den Vereinten Nationen beschäftigt ist, muß das nur zu vertraut vorkommen. Das Zitat lautete folgendermaßen:
„Immer zurückgestoßen, doch nie entmutigt, zogen sie von Staat zu Staat, um den Völkern zu helfen, ihre Streitigkeiten zu begraben. Sie wiesen diejenigen, die angreifen wollten und sich auf die Überlegenheit ihrer Waffen verließen, darauf hin, daß in der Zeit, in der sie lebten, der Status des ständigen Krieges endlich beendet werden müßte. Sie verhandelten darum mit den Fürsten und lehrten dem Volke, nirgendwo mit großem Erfolg, doch hartnäckig auf ihrer Ansicht beharrend, so lange, bis Könige und Gemeine es satt hatten, ihre Lehren anzuhören. Dennoch erzwangen sie sich unbeirrt die Aufmerksamkeit der Völker.“

Handelt es sich hier um eine Anzahl Don Quichottes, die vergeblich gegen Windmühlenflügel kämpfen? Diese Interpretation wäre falsch. Der Historiker berichtet vielmehr über eine Anzahl Männer, die einen Kampf aufsechten, den der Historiker für sehr wichtig hält und der andauern wird, bis er zum Siege geführt hat. Der halbironische, halb traurige Ton, den er anschlägt, zeigt nur, daß er sich der Schwierigkeiten bewußt ist, die die menschliche Natur der Arbeit für den Frieden in den Weg legt. Wir können aus dieser Haltung lernen, sowohl für unsere Bemühungen um den Frieden als auch für unsere Anstrengungen um die Verbreitung der Menschenrechte.

Wir wissen, daß die Frage des Friedens und die der Menschenrechte eng miteinander verknüpft sind. Ohne Kenntnis der menschlichen Grundrechte werden wir niemals Frieden haben, und nur innerhalb des Rahmenwerks, das der Friede darstellt, können die Menschenrechte entwickelt werden.

Das Problem unserer Zeit, mit ihren unendlich vielen Möglichkeiten der Selbstzerstörung, ist es, der Welt der Waffen zu entwachsen in eine Welt der Sicherheit hinein, die sich auf das Recht gründet. Wir stehen erst am Beginn dieses Wechsels. Das natürliche Mißtrauen in die Möglichkeiten des Fortschritts wird durch die unvermeidlichen Rückschläge gestärkt.

Die Vereinten Nationen befinden sich in einem schwierigen Stadium ihrer Entwicklung. Sie sind noch zu schwach, um die Sicherheit zu gewährleisten, die alle Menschen verlangen, aber stark und lebendig genug, um den Weg zu weisen, auf dem die Lösung des Dilemmas versucht werden muß. Vielen Menschen mag die UNO zur Zeit wie ein Prediger erscheinen, der das Recht, das er verkündet, nicht wahren und die Ziele, die er aufstellt, nicht verwirklichen kann. Viele, die diesen Eindruck haben, wenden sich mißtrauisch oder mit zynischer Kritik ab. Sie vergessen dabei, daß die Rückschläge, die man bei der Verwirklichung eines Ideals erleidet, nicht unbedingt beweisen, daß das Ideal falsch sei. Die Kritiker übersehen auch, daß am Beginn einer großen Veränderung der menschlichen Gemeinschaft immer ein Zeitpunkt kommt, in dem alles brüchig und unbeständig erscheint.

Man kann leicht sagen, daß es witzlos sei, ein Recht zu dekretieren, das man nicht durchsetzen kann. Wer das sagt, vergißt, daß es sich um das unausweichliche Gesetz der Zukunft handelt. Es wäre Verrat an der Zukunft, dieses Gesetz bloß deshalb nicht aufzustellen, weil die Schwierigkeiten der Gegenwart so groß sind. Wie kann dieses Recht denn jemals lebendige Wirklichkeit werden, wenn die Verantwortlichen für dieses Recht vor den Hindernissen zurückweichen, die sich angesichts seiner revolutionären Wirkung in der menschlichen Gesellschaft aufgebaut haben?

Ist ein Experiment nicht immer etwas Vergängliches, Fragwürdiges? Und sollten die UN hingegen nicht als etwas Endgültiges, Dauerhaftes betrachtet werden? Ich glaube, es ist wichtig, diese Frage zu beantworten. Ganz sicher sind die Erfahrungen und Errungenschaften der Vereinten Nationen eine wertvolle Hilfe beim Aufbau unserer Zukunft. Die UN sind etwas Endgültiges auch in dem Sinne, daß die Pläne und Ideale, die sie repräsentieren, wie die Bedürfnisse, die sie zu befriedigen suchen, ein nicht wegzudenkender Teil des Bildes unserer Welt sind. Das bedeutet aber nicht, daß die gegenwärtige Form, in der man die Bemühungen der Menschheit um eine Weltgemeinschaft zusammengefaßt hat, ein endgültiges Muster für alle Zeiten darstellt. Die Vereinten Nationen sind und sollen ein lebendiger, sich entwickelnder Versuch sein.

Betrachten wir die Erfahrungen der Vereinten Nationen in den letzten Jahren, dann sind wir vielleicht mit uns selbst nicht einig über dieses oder jenes Problem, und wir hegen Zweifel über den Erfolg dieses oder jenes Schrittes. Aber nach meiner Überzeugung können der Wert und die historische Bedeutung bestimmter Entwicklungen nicht bestritten werden.

Vor allem anderen hat sich gezeigt, daß es möglich ist, in Notfällen eine wirklich internationale Streitmacht aufzustellen. Die Streitmacht am Gazastreifen ist klein und in ihren Zielen begrenzt, aber sie hat den Grund gelegt für die Lösung von Aufgaben, die uns in der Zukunft erwachsen und die in dieser Stunde in der Kongo-Aktion gipfeln.

Die Menschen, die zusammen die Vereinten Nationen formen – Völker, Regierungen und Individuen –, tragen eine große Verantwortung gemeinsam. Künftige Generationen werden vielleicht sagen können, daß wir die Ziele, die wir uns gesteckt haben, nie erreichten. Mögen sie aber nie gezwungen sein, zu erkennen, daß wir scheiterten, weil es uns am Glauben fehlte oder weil wir unsere Anstrengungen durch kleinen Egoismus zunichte gemacht haben.

Foto: UNO

Dag

Hammarskjöld

gefallen

im

Dienst

des

Friedens



Für

alle

Völker

der

Erde



An der Mauer

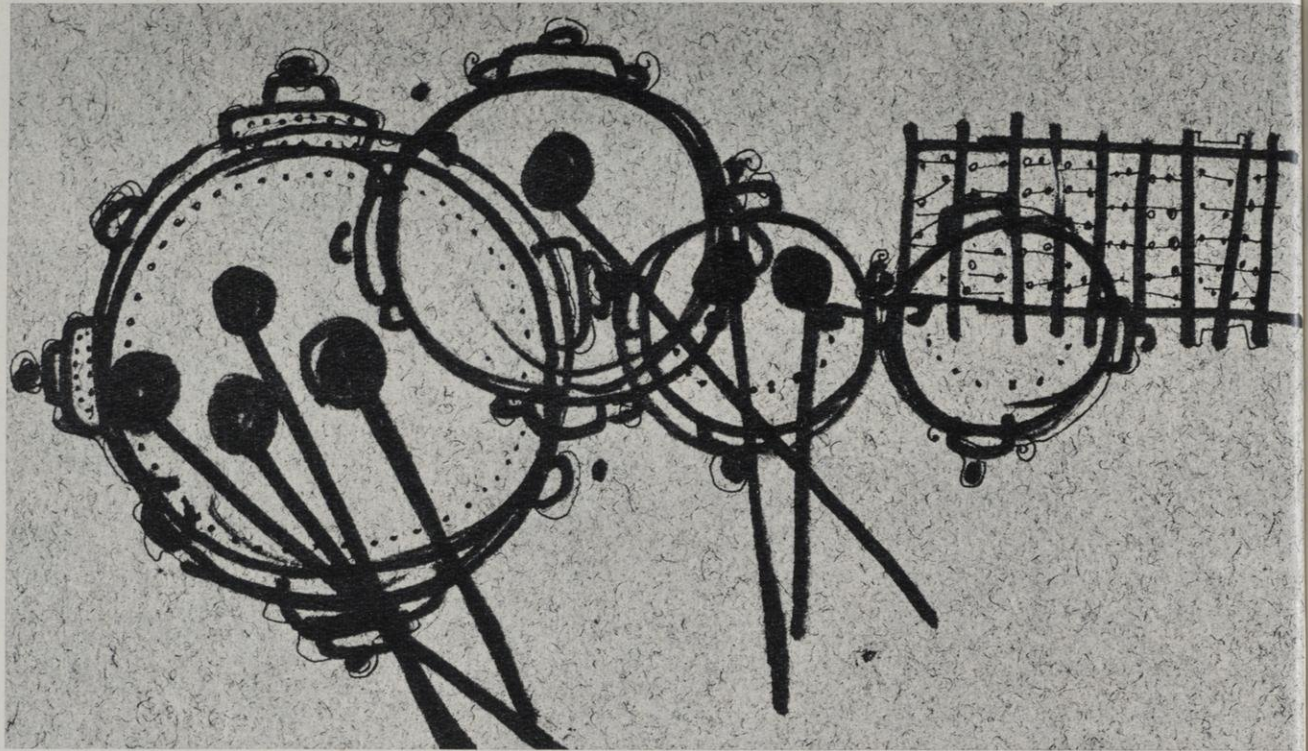
Etwas wie Fassungslosigkeit ist in den Zügen des schwarzen amerikanischen Soldaten. Hinter ihm ist eine dreifache Mauer. Er kommt weither, um weiße Menschen zu schützen. Er hat noch nicht erlebt, daß man eine große Stadt durch eine Mauer teilt. Gewiß, wenn er aus dem Süden seines Landes kommt, hat er schon Mauern verspürt. Mauern des Rassenwahns, zwar unsichtbar, aber doch manchmal vorhanden. Manchmal, denn er weiß, daß die Regierung seines Landes alles tut, um die Mauern abzubauen und seine Menschenrechte zu schützen. Für die Regierung gilt der Mensch und nicht die Farbe seiner Haut.

Er ist noch jung und bewaffnet. Jenseits der Mauer stehen junge Menschen, die auch bewaffnet sind. Sind es seine Feinde? Ist er ein Feind der jungen Menschen, die drüben stehen? Wird er schießen? Werden die von drüben schießen? Die Mauer ist zwischen ihnen. Wird Vernunft und Menschlichkeit die Mauer zerbrechen?

Noch eine Stunde, dann wird der russische Weltraumfahrer Titow, dessen junges Gesicht vom Plakat strahlt, zur Ostberliner Bevölkerung sprechen. Er war in der Unendlichkeit, unermeßlich weit vom Unfrieden dieser Erde. Ehren auf Ehren sind ihm bereitet worden. Er wurde zum Held erklärt, Chruschtschow gab ihm den Bruderkuß und hängte ihm einen Orden an.

Er kommt aus der Unendlichkeit in eine Stadt, die durch eine Mauer getrennt ist. Jubel wird ihn auch hier umfassen. Vielleicht wird er reden vom Frieden, der ihn bei seinem Flug begleitet hat. Wird er beim Anblick der Mauer erschüttert sein? Wird er einen Vergleich ziehen zwischen dem Frieden, in dem er war, und der Enge dieser Mauer, die den Unfrieden darstellt? Man möchte ihm wünschen, daß er in all dem Jubel, der ihn umfassen wird, in das Gesicht der alten Frau blicken würde, das auf dem Plakat zu sehen ist und nur Leid ausdrückt. Vielleicht würde er sich zurücksehnen in die Unendlichkeit.

Der Jazz geht in die Stadt



Vor einigen Jahren noch konnte man es sich nicht anders vorstellen: Jazz wurde unter Tage abgebaut. In tiefen, düsteren Kellern schien er am leichtesten zu fördern. Eine Trompete, drei Meter unter der Erde geblasen, rief keine verärgerten Nachbarn herbei. Und dort unten waren sie unter sich, die Fans und Cool-Cats, die Freunde der heißen und manchmal auch so kühlen Musik. Seit einiger Zeit nun – und in diesen Sommertagen fällt das wiederum besonders auf – aber steigen sie empor aus ihren verräucherten Höhlen, die Instrumente unter dem Arm und gar nicht so verwegen aussehend, wie sich manche Jugendpatrone das immer finster ausgemalt hatten. Unbekümmert und ungestört machen sie ihre Musik – auf offiziellen Bällen, auf Schiffen, auf der Straße und immer mehr auch im Konzertsaal. „Jazz goes to town“ heißt eines ihrer viel gespielten Stücke, es könnte eine Parole sein: Der Jazz geht in die Stadt. Er braucht das Tageslicht nicht zu scheuen, im Gegenteil: er ist öffentlich anerkannt und wird öffentlich gefördert wie nie zuvor. Vereine, Jugendämter, Gymnasien, Modehäuser, Tanzschulen, Getränkefirmen und Zeitungen machen Jazzveranstaltungen.

Ob der Jazz sich dabei als seriöse Kunst oder doch mehr als eine Musik zum Tanzen – oder vielleicht als beides zugleich – etablieren wird, das weiß man noch nicht. Aber daß sich sein Publikum in den letzten Jahren verdreifacht, wenn nicht verzehnfacht hat, das steht fest. Sind aber die Jazzer von heute noch die Fans von damals? Wer hört heute Jazz, wer spielt ihn? Die Frage interessierte uns. Wir sind dorthin gegangen, wo sich Abend für Abend Jazzfreunde treffen – nicht in einem tiefen Gewölbe, sondern durchaus zu ebener Erde.

Die sich hier in der – allerdings ironisch gemeinten – Einrichtung der Jahrhundertwende aufhalten und offensichtlich wohl fühlen, sind so jung, daß nicht einmal ihre Eltern sich an eine solche Umgebung erinnern könnten. Die Bar ist dicht umlagert. Junge Leute – um die zwanzig – sitzen auf den Hockern. Sie trinken Bier, auch Cola und manchmal Whisky. Eine niedrige Schwingtür trennt den Raum von einem zweiten, größeren. Hier steht in einer Ecke die Band. Fünf Mann: Klavier, Schlagzeug, Baß, Trompete und Saxophon. Sie sind keine Berufsspieler. Sie sind Amateure. Schüler, Studenten, auch kaufmännische Angestellte und Handwerker. Sie bekommen kein Geld dafür, wenn sie hier spielen. Vielleicht sind sie deshalb so unermüdet.

Zu ihren Füßen hocken auf niedrigen marokkanischen Sitzkissen die Gäste. Mädchen mit blondsträhnigem Haar, in Rock und Pullover. Kaum einmal sieht man Blue-Jeans. Auch die Jungen tragen sie nicht. Die Zeit, da man den Jazz mit schmutzigen Hemdkragen und zornig

entblößten Füßen gegen den Widerstand der Älteren auch nach außen hin trotzig durchsetzen mußte, ist vorbei. Einige sehen mit Bart und Pfeife wie Existentialisten aus, aber gerade das sind sie nun ganz bestimmt nicht und wollen es auch gar nicht sein. Hier wird kein Gemütszustand erzeugt und gepflegt. Herr Sartre ist ganz bestimmt nicht der Hausgeist dieses Lokals.

Sie sehen alle nicht so aus, wie man sich die Jazzjugend immer noch vorzustellen pflegt. Der eine denkt da an Jünglinge – in müder Verzückung den Synkopen lauschend –, der andere immer noch an pfeifende, johlende und in Hochstimmung Mobilien zertrümmernde Rabauken. Hier gibt es weder die einen noch die anderen. Die meisten sitzen da, unterhalten sich, würfeln, trinken und hören bestenfalls mit einem Ohr der Musik zu.

„Gandhi“ fing ganz klein mit dem Jazz an. Er ließ damals ein Tonband ablaufen. Heute kommt die Musik nur noch dann vom Band, wenn einmal keine Jazzer da sind oder sie gerade eine Pause machen. Ein altes Klavier und ein nagelneuer Baß gehören längst zur Einrichtung.

Gandhi ist der Wirt. Er ist noch nicht 30 Jahre alt, und als er noch jünger war, ist er, obwohl man sich das heute kaum noch vorstellen kann, spindeldürr gewesen – daher der Name. Er hat seine Kneipe dem Jazz verschrieben. Der Jazz macht ihm Spaß, die Leute, die ihn spielen, machen ihm Spaß und die Leute, die ihn gern hören. Für sie hat er das Lokal eröffnet. Alle anderen hält er für „Zickendrähte“ – was in der Sprache der Jazzer ungefähr soviel heißt wie Miesmacher, Leute, die nicht dazugehören.



Wer gehört dazu? Jedenfalls nicht nur die jungen Leute, die etwas vom Jazz verstehen. Denn davon gibt es ohnehin nur wenige. Die meisten – hier im Saloon und auch an den drei, vier anderen Stellen, an denen Jazz in der Stadt gespielt wird – kennen herzlich wenig von dieser Musik. Sie können eine Trompete von einer Posaune unterscheiden, aber was ein Chorus, was Arrangement und Thema bedeuten, das wissen nur einige Kenner.

Die Begeisterung für den Jazz ganz allgemein genügt, um „dazuzugehören“. Die wirkliche oder nur gespielte Freude am Jazz – sie ist die Erkennungsmarke, der Ausweis. Manche machen es sich einfach und sagen: „Er ist für Jazz, also ist er in Ordnung“ oder wie das dann in piekfeinem Jargon heißt „Er steht auf Jazz, also ist er ein bedienter Typ.“

Für Jazz zu sein, das ist nicht etwa Pflicht, aber es gehört halt dazu: als Konvention, als selbstverständliche Voraussetzung (man gehe heute in Jazzkonzerte – sie sind vor allem „gesellschaftliche“ Ereignisse). Natürlich: Ein guter Teil Snobismus spielt mit, jedenfalls aber ist man allem Anschein nach weitherziger als noch vor einigen Jahren. Um „dazuzugehören“ braucht man keine besondere Spezies Mensch zu sein, erwartet wird lediglich ein gewisses Mindestmaß an unbürgerlicher Freizügigkeit. Berufliche oder soziale Schranken fallen dann von allein, und wenn es überhaupt Beschränkungen gibt, dann legt sie einem das Alter auf: Jazzfreunde haben hierzulande 20, höchstens 30 Jahre alt zu sein. Bei aller vielgepriesenen Unbürgerlichkeit: Auch das ist eine Konvention. Sie ist stark genug, daß ältere Jazzbegeisterte (wenn sie nicht selbst spielen) leicht als

„Berufsjugendliche“ angesehen werden, durchaus ähnlich (wenn natürlich auch nicht äußerlich) jenen altgewordenen Wandervögeln der Jugendbewegung seligen Angedenkens.

Manchmal reden einige von ihnen, die hier um die Kapelle hocken, ihr eigenes Latein. Dann sprechen sie von „feeling“, von „drive“ und „sound“. Und keiner spricht etwa von „Dschäss“ wenn er Jazz meint. Nachdem hierzulande bereits die Großmütter das Wort englisch aussprachen, sprechen es die Eingeweihten längst wieder so deutsch wie eben möglich aus: Jatz!

Dennoch: Man ist nicht mehr so fanatisch, so engstirnig wie noch vor einigen Jahren. Man gibt sich auch nicht mehr so kennerisch. Die Puristen, jene wirklichen oder vermeintlichen Experten, für die es im Jazz entweder nur Dixieland und sonst nichts oder nur Cool und sonst nichts gibt, sind selten geworden.

Es gibt Amateurkapellen. Viele Schülerbands sind darunter. Alle haben ihren eigenen, d. h. jeweils einem anderen Vorbild nachgeahmten Stil, sie haben aber durchweg das gleiche Publikum. Es werden gewisse Unterschiede gemacht zwischen Leuten, die „Modern“ (als das Vornehmere), und Leuten, die „Old Time“ bevorzugen, aber man ist nicht mehr so streng miteinander. Das vorschnell unerbittliche Urteil „Das ist doch kein Jazz mehr!“ – man hört es gottlob immer seltener.

Jazz ist vieles – von der alten New-Orleans-Musik angefangen bis zu den komplizierten Harmonien des modernen Stils. Die jungen Leute wissen es. Sie sind nicht mehr unbedingt eingeschworen auf eine bestimmte Richtung in ihrer Musik. Sie sind toleranter geworden, dafür sind sie aber auch längst nicht mehr so sachkundig wie die Jazzer vor einigen Jahren.

„Wir haben um die Anerkennung des Jazz gekämpft“, sagen die älteren Jazzer, „jetzt, wo er anerkannt ist, gefällt uns das alles nicht mehr.“ Heftig trauern sie der Romantik jener Zeit nach, da man sich in kleinen Gruppen in tiefen Kellern bei warmem Kerzenschein und kalter Limonade traf – nur um Musik zu hören. Heute nimmt man den Jazz nicht mehr so tierisch ernst, und viele halten das für keinen Nachteil. Jazz soll auch unterhaltsam sein. Man trifft sich, um miteinander zu trinken und zu tanzen, sich zu unterhalten und außerdem und nebenbei Jazz zu hören. Der Jazz ging in die Stadt – er hat keine Fans, wohl aber viele Freunde gewonnen.

Klaus Bresser

Illustrationen: Rosemarie Blank

Die Schwarze Sara



Kerzen für die Schwarze Sara



Land der wilden Pferde

An der südfranzösischen Mittelmeerküste liegt „Saintes Maries de la Mer“. Es ist nur ein ganz kleiner Ort, jedoch die Metropole einer der eigenartigsten Gegenden Europas: der Camargue. Hier ist das Land, wo schwarze Stiere und weiße Pferde halbwild gezüchtet die großen Einöden bevölkern, wo rosa Flamingos in der Einsamkeit leben. Hier ist das Land, wo Sümpfe und Seen das Paradies für Tausende von verschiedenartigen Wasservögeln sind. Heiß brennt die Sonne auf karge rötliche und graue Pflanzen. Mitunter fegt der Mistral, ein heftiger Nordwind, über Steppe und hohes Schilf.

Alljährlich vollzieht sich hier ein seltenes Schauspiel. Aus allen Ländern Europas rollen alte und moderne Zigeunerwagen auf den Wegen der Camargue nach Saintes Maries de la Mer. Ein riesiger Pilgerzug von Zigeunern trifft sich hier am Strande des blauen Meeres, um ihrer Schutzpatronin, der „Schwarzen Sara“ zu huldigen. Fröhliches Leben und Treiben erfüllt den sonst so stillen Ort. Durch die engen Gäßchen wogt die Menge und gibt ihnen ein märchenhaftes Gepräge. Auf jedem freien Platz des Städtchens und entlang des Strandes bis in die Camargue hinein stehen die alten bunten Wagen des fahrenden Volkes neben modernsten Wohnwagen, neben Zelten und einfach gespannten Decken, unter denen oft ganze Familien schlafen. Bäume sind mit Bettzeug behangen, und überall flattert bunte Wäsche auf den Leinen. Frauen hocken an offenen Feuern, und es riecht nach Fisch und Knoblauch. An allen Ecken wimmelt es von braunen, schwarzhaarigen Kindern. Viele sind festlich gekleidet für die große Prozession, den Höhepunkt des Festes. Wahrsagerinnen in langen, geblühten Seidenkleidern schlendern umher, um den vielen Fremden, die diese märchenhaften Ereignisse miterleben wollen, die Zukunft aus den Handlinien zu prophezeien. Auf einem Straßenmarkt gibt es frische Austern und Krabben, Hunderte von Süßigkeiten, alte Schuhe, grellbunte Puppen und glitzernden Tand, der in den verschiedensten Variationen wohl der begehrteste Artikel ist.

Welch buntes Bild! Braunhäutige Männer, schwarzhaarige Jünglinge, zerfurchte, vom Leben unter freiem Himmel gezeichnete Gesichter alter Zigeunermamas. Seit rund 5000 Jahren wandert dieses Volk, über dessen Herkunft nichts Genaues bekannt ist, nur den



Die Schwarze Sara

Die Schwarze Sara wird ins Meer getragen und mit Meerwasser besprengt

Immer heißer wird der Tanz ...

eigenen Gesetzen, Gewohnheiten und jahrtausendealten Traditionen treu, durch die Länder der ganzen Welt. Und überall und jederzeit fühlt sich der Zigeuner frei. Frei von jedem Zwang, frei von Ehrgeiz, frei von Nationalwahn. Er würde einen schlechten Soldat abgeben. Aber seinen Brüdern und Freunden wird er stets auf Leben und Tod beistehen.

Von der Zigeunerkirche her ertönt tagelang von früh bis spät Predigt und Gesang, von Lautsprechern übertragen, weit über die Grenzen des Ortes hinaus. Findet keine Messe statt, so laufen Tonbänder ab. In dem dunklen Raum, der von unzähligen brennenden Kerzen ganz mit Rauchschwaden erfüllt ist, sitzen und stehen dichtgedrängt die bunten Gestalten. Nach einer überlieferten Sage sollen zwei Schwestern der Mutter Gottes, im Heiligen Land verstoßen, in einem kleinen Boot mit ihrer Dienerin, der schwarzen Sara, hier am Strand gelandet sein und als erste das Christentum verkündet haben. Die Zigeuner haben die Schwarze Sara zu ihrer Schutzheiligen erkoren. Diese Figur steht im Keller der Kirche neben einem Kasten mit Dankschreiben für erfolgte Wunderheilungen und verschiedenen Kleidungsstücken der so wundersam Geheilten. Auch die beiden heiligen Marien, Herrinnen der Schwarzen Sara, werden sehr verehrt. Sie sind vor der Treppe, die zur Schwarzen Sara führt, aufgebaut. Unzählige Lippen pressen sich auf die Gesichter der zwei Figuren, bebende Finger streicheln den Stoff ihrer Kleider. Stundenlang singen Priester ein und dieselbe Litanei, die mit dem Aufschrei: „Saintes Maries“ endet und von der Menge schreiend wiederholt wird. Von Zeit zu Zeit lösen sich die Priester ab. Immer und immer wieder ist dieses „Saintes Maries“, weithin schallend, zu hören, bevor die Prozession beginnt. Ein langer Zug bewegt sich durch die schmalen Gäßchen. Vornweg ziehen Reiter auf weißen Camargue-Pferden, ihnen folgen die Träger mit der Schwarzen Sara. Es wird gesungen und „Vive, Saintes Maries“ ertönt es zum wer weiß wievielsten Male. Aber es ist kein geordneter Gesang und auch kein geordneter Zug. Ein Pfarrer sagte mir: die Zigeuner stehen mit dem lieben Gott auf du und du. Ja, man spürt es. Sie sind auf ihre eigene Art gläubig. Es macht ihnen nichts aus, die verschiedenen Religionen durcheinanderzumengen und ihre eigene



daraus zu machen. Weit hinter dem Ort wenden sich die Pferde zum Meer. Alles drängt mit. Der große Augenblick ist gekommen. Die Schwarze Sara wird ins Meer getragen und mit Meerwasser besprengt, ehe kräftige Hände sie zu ihrem Platz im Keller der alten Zigeunerkirche zurücktragen.

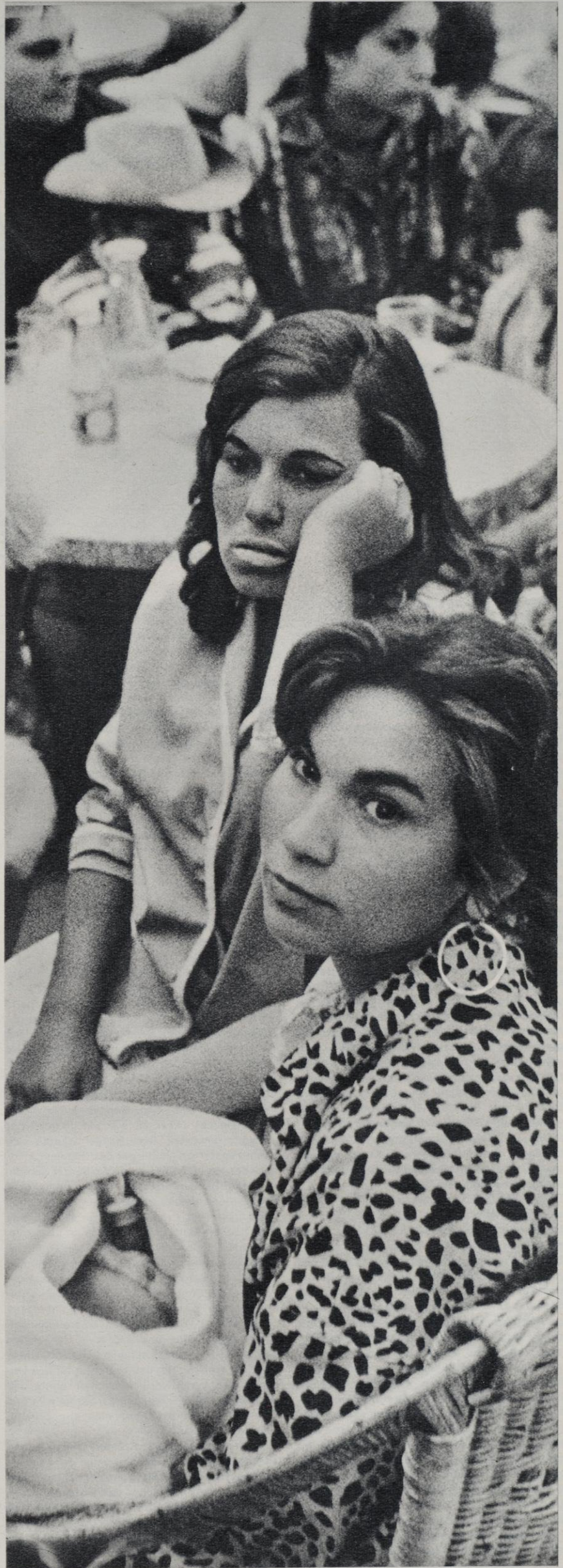
Bald kennt die überschäumende Fröhlichkeit keine Grenzen mehr. Lederbeutel machen die Runde und laben mit ihrem beehrten Inhalt trockene Kehlen. An vielen Plätzen wird musiziert und getanzt. Dicke Mensentrauben umstehen dichtgedrängt jene, denen die Musik im Blute liegt. Am Boden hockend beugen sie ihre selbstvergessenen Gesichter über die Instrumente. Braune Finger entlocken den Saiten die eigenartig schönen Zigeunerweisen. Aus dem Zuschauerring werden braune Schönheiten gelockt, denen der Tanz in allen Gliedern steckt. Ihre graziösen und rhythmischen Bewegungen werden unter begeistertem Beifall und mit Freude verfolgt. Schön gemacht, mit Riesenohrringen und Armreifen geschmückt, stampfen sie in raschem Tempo mit nackten Füßen den Boden, schwenken sie mit unglaublicher Gewandtheit die Hüften. Welche Grazie in Armen und Fingern. Kindliche Freude leuchtet aus den vielen schwarzen Augen ringsum. Trotz vieler Verfolgungen haben diese Menschen ihre Lebenskraft erhalten können. Nichts Bösesartiges habe ich hier an ihnen entdeckt. Von Einheimischen weiß ich, daß sie beehrte Saisonarbeiter in der Landwirtschaft sind. Sie leben dann mit ihrer Familie mit auf dem Hof. In anderen Ländern sind es alte, meist unbegründete Vorurteile, die es bis heute den Zigeunern unmöglich machen, Arbeit zu bekommen.

Viele Zigeuner rüsten bald schon zur Abfahrt. Doch die meisten bleiben noch. Stehen sie ja hier einmal im Mittelpunkt, die vielfach Mißachteten, Ausgestoßenen. Und nichts ist passiert. Kein Diebstahl, kein Überfall, keine Messerstecherei, kein Kind wurde gestohlen – (man bedenke!) –, nichts von alledem ist geschehen, was diesem fahrenden, rätselhaften Volk ohne Land so gern und meist zu Unrecht nachgesagt wird.

Text und Fotos: Herta Arbert



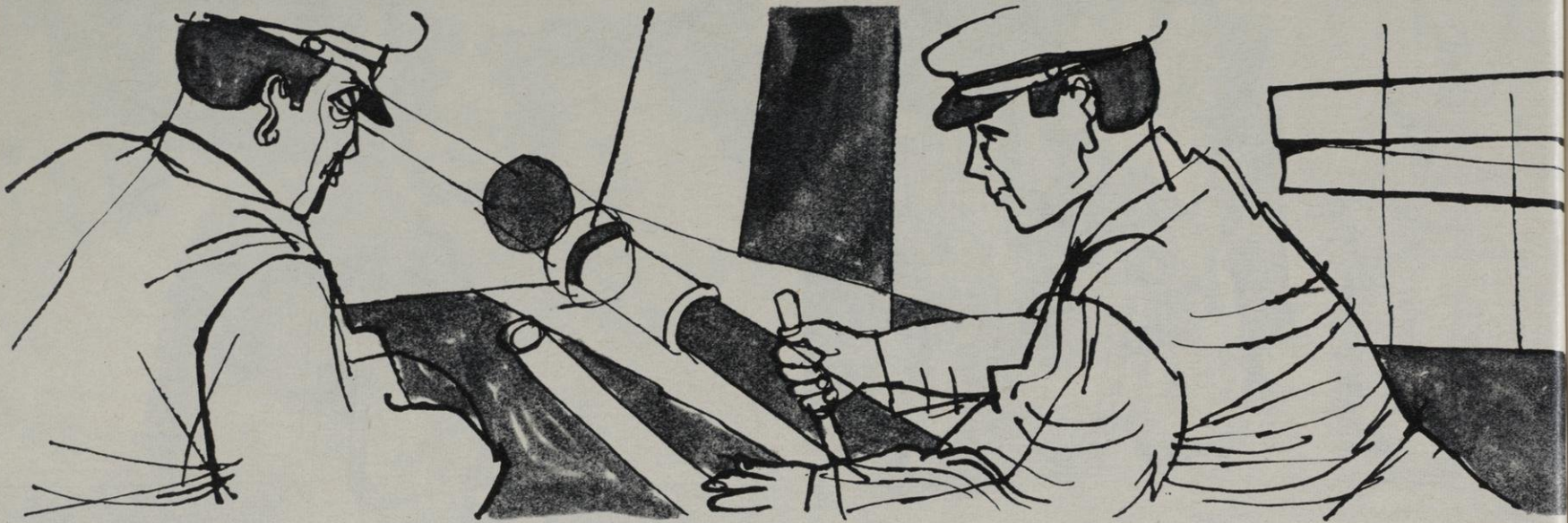
... und die Musik



Das Kabel

Erzählung von Heinz Albers

Illustrationen: Siegfried Reiche



Das Kabel lag aufgedeckt. Bronner legte die Schaufel beiseite, klopfte die überhängenden Erdreste am Rande der Einschaftung weg, er stand dabei gebeugt, schweißnaß, und Krämer nahm die Geräte und schob sie an den Rand des Loches, während Berger noch an der Tür des entfernt am Straßenrand parkenden Gerätewagens lehnte. Das Stromversorgungskabel schwebte frei im ausgehobenen graubraunen Erdloch, von Erdbrocken krustig umschlossen, wulstig, armdick zog es sich in halber Höhe des Loches dahin, wie gehalten, getragen von den glatt abkanteten Erdwänden.

Berger kam heran, mit langsamen Schritten; sein altes, zernarbt Gesicht war unbewegt wie immer. Berger sprach nie viel, und Bronner war inzwischen aus dem Loch geklettert, er zog die Schaufel hoch und stand, auf den Schaufelstiel gestützt, und blickte gleichmütig vor sich hin.

„Dann also“, sagte Krämer und ließ sich in das Erdloch hinab. Bronner ließ die Schaufel fallen und reichte Krämer die Geräte zu. Krämers Oberkörper ragte halb aus dem Loch. Berger beobachtete, wie Krämer die das Kabel bergende Juteummhüllung zu lösen begann. Berger ließ sich am Rande des Erdloches in die Hocke hinunter, schloß die Augen schlitzartig vor der gleißenden Sonne und sah Krämers flinke, geschmeidige Finger, die das Kabel überstasteten, die Erdbrocken wegstrichen, am Kabel entlangglitten und mit eingeübten, bewährten Bewegungen die Jutehülle abzogen. Berger wußte, daß er nichts zu sagen brachte. Er wußte, daß Krämer es gern hatte, wenn er dabei stand, denn Krämer war noch jung, er machte es erst ein Jahr, und Berger war alt und machte es schon seit Jahren.

Berger blickte auf Krämers gebeugten Rücken; er sah die Wölbung des Halses; auf Krämers Hemd begannen sich dunkle Schweißspuren abzuzeichnen. Die Jutehülle löste sich, der Stahlmantel des Kabels schimmerte taub, und Krämer umwickelte die Juteenden am Rande des Stahlmantels mit Isolierband. Ohne seine Stellung zu verändern, griff Krämer mit einer genauen Handbewegung hinter sich: der Griff zur Feile, gelassen und sicher, die Feile zog, von seiner Hand gehalten, an Krämers Hüfte vorbei, ein glimmender, in der Sonne aufblitzender schmaler Stab, und während Krämer begann, den Stahlmantel des Kabels einzufeuern, kam er mit seinem Oberkörper etwas hoch, um den nötigen, überschaubaren Abstand zum Kabel zu haben. Er griff zur Zange, führte sie an die Einfeilstelle des Stahlmantels und wickelte den Stahlmantel ab. Er legte Druck hinter den Zangengriff, seine Arme spannten sich. Und Berger dachte für Augenblicke an Bender, und dachte daran, daß auch Bender getan hatte, was Krämer jetzt tat, Bender war jung wie Krämer gewesen, und er dachte daran, daß

er seitlich von Bender gehockt hatte an jenem Tag, und auch damals hatten sie im Werk das Versorgungskabel nicht abgeschaltet, sie hatten das Kabel unter Strom gelassen. Bender war nervös gewesen, eine nicht wahrnehmbare, undeutbare Nervosität, die erst nach außen trat, als es bereits zu spät war: Bender hatte das Messer ergriffen, um den eingeritzten Bleimantel, unter dem die Kabelfasern lagen, zu lösen. Berger wollte Bender anrufen, das Messer anders anzusetzen, leichter, behutsamer, er erkannte, daß Benders Finger zitterten, aber da hatte Bender die Messerspitze bereits in die vorgeritzte Schnittlinie des Bleimantels geführt; unter dem Andruck einer kaum sichtbaren Bewegung war das Messer weggerutscht. In Hüfthöhe von Bender schoß der Stromstoß aus dem Kabel, stieg schräg auf Bender zu, überflamte ihn, blendend, grell, ein zuckender Flammenspeer, der sich über das aufgeworfene Erdreich fraß, die Erde schwarz glühte, versengte. Bender war hochgetaumelt, und sie hatten es gerochen, das Brandige, Verschwelende des Fleisches, den Geruch brandgeschrumpten Schuhleders. Sie hatten Bender aus dem Loch gezogen, er war bewußtlos. Sie trugen ihn zum Wagen, und Berger hatte sofort telefoniert. Der Rettungswagen war gekommen; sie hatten Bender eingeladen und ins Hospital gefahren. Noch am gleichen Abend erfuhren sie, daß Bender Verbrennungen dritten Grades erlitten hatte. Erst nach zwei Wochen erlaubte man Berger, Bender im Hospital zu besuchen. Bender lag in einem Einzelzimmer. Aber es war ein vergeblicher Besuch gewesen, denn Bender wandte sich dem Fenster zu, als Berger das Zimmer betrat. Bender lag still. Und auch als Berger sprach, schwieg Bender, als sei er noch zu erschöpft, nur ein einziges Wort zu äußern, ein Zeichen des Erkennens zu geben. Berger stand hilflos vor Benders Bett, und alles, was an Lauten im Zimmer aufklang, waren ihrer beider Atemzüge gewesen – und dann erkannte Berger den Grund für Benders Verhalten: Benders Weigerung, die Vergegenwärtigung eines Geschehens erneut zu beschwören, daß ihn in dieses Zimmer und vorher auf den Operationstisch gezwungen hatte, und daß er in Berger den Vertreter des Werkes sehen mochte, obwohl er doch wissen mußte, daß er Berger für das Unglück nicht verantwortlich machen konnte, daß es nicht an Berger lag, daß der Strom während der Arbeiten an den Kabeln nicht abgeschaltet wurde.

Für Bender kam dann Krämer. Und während Berger sich erinnerte, sagte er zu Krämer: „Junge, sei vorsichtig, ganz vorsichtig!“ Und Krämer nickte und nahm den Propanbrenner, um das unter dem Stahlmantel liegende, mit Isoliermasse getränkte Papier zu erhitzen; so erhitzt, ließ es sich leichter lösen. Er gab den Propanbrenner an Bronner zurück, schälte

Isoliermasse und Papier vom Kabel und reinigte mit dem Petroleumlappen den frei liegenden Bleimantel vom Rest der Isoliermasse. Er lötete die Erdableitungsdrähte ans Kabel, dann begann er, den Bleimantel langsam und vorsichtig mit dem Kabelmesser einzuschneiden.

„Halt, warte!“ rief Berger.

Das Kabelmesser glitt zurück. Krämers rechte Hand, die das Messer hielt, öffnete sich, Krämer balancierte das Messer spielerisch auf dem Handteller. Er blickte lächelnd zu Berger auf. Nur schwach, schattig getönt, war die Schnittspur des Messers auf dem Bleimantel zu erkennen, und dann sagte Krämer, als verstünde er Berger nicht: „Aber was ist denn, es geht doch alles gut?“ „Komm raus“, sagte Berger, „laß mich das heute machen!“ Krämer nickte bereitwillig, er stemmte sich aus dem Loch, und bevor Berger sich ins Loch hinabließ, klopfte er Krämer auf die Schulter und sagte: „Nichts für ungut. Ich glaube, diesmal ist's besser, ich mach's.“

Berger strich mit der Hand über den Bleimantel. Er vertiefte Krämers Schnittspur mit dem

Kabelmesser. Er hörte Krämer über sich atmen, und er glaubte die Atemzüge von Bronner zu hören, etwas entfernt, aber vernehmbar. Er blickte kurz auf und sah, daß sie ihn beobachteten, zwei hintereinander aufgereichte Gesichter, die der Bewegung seiner messerhaltenden Hand folgten. Er sagte: „Geht lieber etwas zurück, man weiß nie, was geschieht.“ Sie rührten sich nicht. Berger schnitt den Bleimantel der Länge nach ein, dann zog er mit der scharfen Messerspitze in der Mitte des Bleimantels ein V. Er führte die Messerspitze unter das Ende des V-Zeichens, stieß langsam tiefer und hob den Bleimantel an. Er bemaß den Druck seiner Hand genau, er hatte ihn oft genug bemessen müssen, er verließ sich auf die Bewegung seiner Hand, seines Handgelenkes. Das Messer glitt weich in die Bleimasse ein, die Bleihülle begann sich zu wölben, er schob das Messer tiefer, um die Wölbung zu vergrößern, er bog das Bleidreieck zurück, so daß er die Kabelfasern erkennen konnte. Der Stromstoß puffte auf, das Messer wurde zum Leiter, eine schneidende Lichtbahn, die gegen Fuß und Bein von Berger prallte, ihn zurückwarf, stürzen ließ. Er hockte, das linke, verbrannte Bein lasch weggestreckt, im Erdloch, das Kabel, aufgerissen, auseinandergespleißt, schwarz, hing vor seinem Gesicht. Er tastete, ohne hinzusehen, über sein Bein. Noch spürte er den Schmerz nicht, aber im Augenblick, da seine Finger über die Brandwunden strichen, setzten die betäubenden Schmerzen ein. Er wälzte sich nach rechts, er versuchte sich hochzustemmen, er versuchte das Gewicht seines Körpers auf das gesunde rechte Bein zu verlagern. Die Bewegung ließ ihn außer Atem geraten. Die Schmerzen verstärkten sich. Er fühlte, wie man ihn ergriff und aus dem Loch zog: die Hände, die unter seine Achselhöhlen faßten, er hatte das Empfinden, daß sie an seinem Körper abgleiten mußten. Er schlurrt, hochgezogen, mit dem Rücken über die Erde. Er lag außerhalb des Loches und hörte, wie Krämer schrie: „Ich telefoniere gleich.“ Der Himmel wirbelte über ihn hin. Sein linkes Bein schien bis in Hüfthöhe in einem Feuerloch zu stecken. „Telefonieren“, dachte er, „wo ist das nächste Telefon?, er wird es nicht erreichen.“ Und dann sah er Bronners Gesicht, es verdeckte den davonwirbelnden Himmel, ein dunkler runder Schatten, der sich über das kreisende Hinstürmen der Himmelsfläche legte. Er hörte Bronner sprechen, aber er verstand kein Wort. Die Schmerzen wurden stechend, und noch immer war Bronners Gesicht über ihn hingebeugt, noch immer versuchte er, Bronners Worte zu verstehen. Er versuchte sich zu erinnern, an Krämer, an Bender, Krämers Stimme tönte nach, aber weit zurücklegend, wie vor Zeiten gesprochen – erinnernd vernehmbar: „Ich telefoniere gleich.“ Aber was war geschehen, daß Krämer telefoniert



Peter der Große

Von Mario Grill

hatte? Es lag zurück, und es mußte etwas geschehen sein, ohne daß er sich daran zu erinnern vermochte. Er flüsterte, und Bronner beugte sich tiefer über ihn: „Warum hat Krämer damals telefoniert?“

„Wann damals?“ fragte Bronner verwirrt. „Warum hat er telefoniert?“

Bronner verstand ihn nicht, er konnte ihn nicht verstehen, Bronner sagte: „Krämer ruft den Rettungswagen her. Er telefoniert mit dem Werk.“

„Das Werk“, dachte Berger und dachte „der Rettungswagen“ und dachte „Bender“, und jetzt wußte er plötzlich, daß Krämers Anruf Bender gegolten hatte, obwohl Krämer doch damals noch gar nicht bei ihnen gewesen war, daß Krämer den Rettungswagen für Bender kommen ließ.

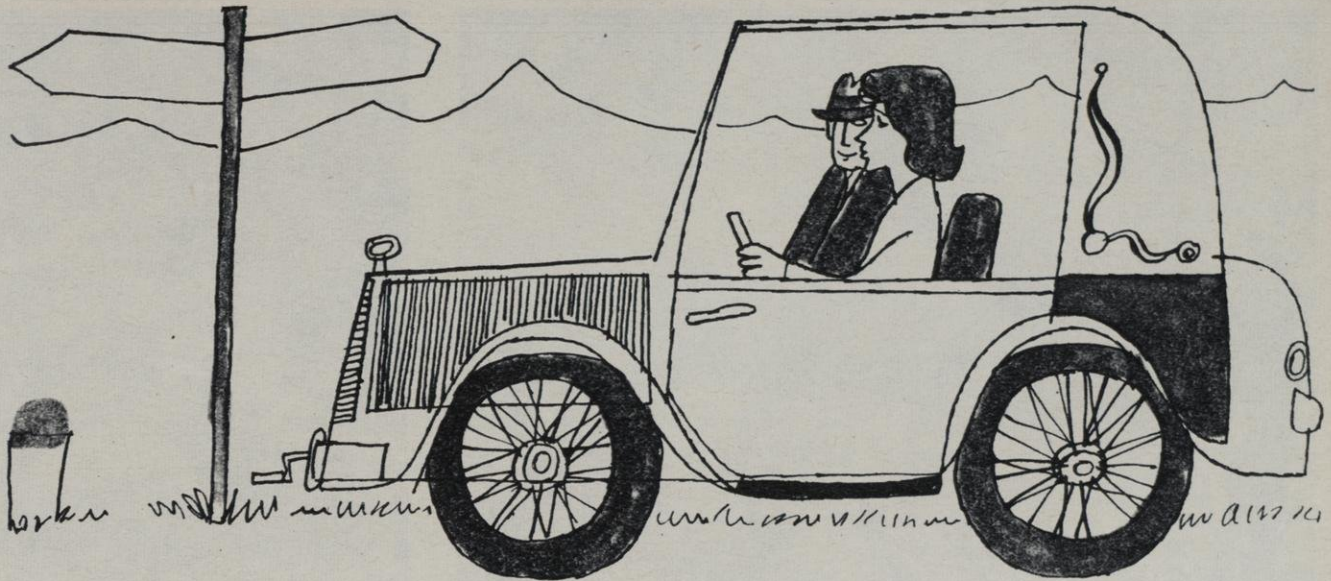
„Bender!“ Er schrie, er bäumte sich auf, sein Schrei zerplatzte unter dem Gegendruck der Schmerzen, die bis in seinen Mund hineinstiegen und ihn zwangen, die Lippen schmal zusammenzupressen, so daß der Laut seines Schreis wie ein Zischen aus ihm herausbrach. „Vorsichtig“, sagte er, „tragt Bender vorsichtig, den Jungen hat's schlimm erwischt.“ Und sagte: „Ich werde nachher mit Fander sprechen. Ich werde ihm sagen, daß es so nicht mehr geht, daß sie den Strom abschalten müssen, wenn wir an den Kabeln arbeiten. Sie müssen ihn abschalten.“ Und er sah Fander, während er kaum vernehmbar raunte und zu sprechen glaubte, ohne daß Bronner ihn hörte, Fander den Oberingenieur des Werkes, dem er die Beschwerde vorgetragen hatte, Fander, der ihm nichts sagen konnte, der ihm schweigend gegenüber saß, mit bedauernd verzogenem Gesicht...

Er fühlte sich getragen, die Schmerzen machten ihn taub, willenlos, er hörte die Stimme – war es Krämers Stimme, war es Bronners Stimme, war es Benders? –: „Sie kommen gleich. Wir tragen Sie nur zur Straße. Es geht doch?“

Der Himmel flatterte, ein Saugtrichter, auf den er mit offenen Augen zustürzte, sein Kopf pendelte zur Seite, hing, und er sah die sonnengeörrte Erde nah unter sich hingleiten. Sie trugen ihn, und er schaukelte im Griff ihrer Arme und Hände. Über die Erde zuckten Stromschläge, er versuchte zu erkennen, von wo sie kamen. Sie brachen, schräg und steil aufpuffend, aus der Erde auf, Flammenmesser, die ihn einzirkelten, sich über ihn hinspannten. Er sah sie von fern herankommen, die lange, gestreckte Flammenlinie mit den züngelnden, die Erde berührenden Ausläufern an den Seiten, er hatte einen solchen in seiner gleichmäßigen Beständigkeit heranschließenden Flammenstrahl noch nie gesehen, er mühte sich, seinen hängenden Kopf aus der seitlichen Pendelstellung hochzurecken, es gelang ihm nicht, die Flamme stülpte sich über ihn hin, sie blendete ihn...

„Berger!“ schrie Bronner, der ihn seitlich unter den Schultern hielt. „Berger, was ist mit Ihnen?“ Und Krämer, der links von Bronner ging und Bergers Beine hielt, wandte sich Bronner zu, und sie gingen langsam in die Knie und legten Berger nieder. „Aber so schlimm kann es doch mit seinem Bein nicht sein?“ sagte Bronner. „Er ist sicher nur bewußtlos.“ Er tastete nach Bergers Puls. Er fand ihn nicht. Er öffnete Bergers Hemd und beugte sich über seine Brust.

„Er ist tot, nicht wahr?“ sagte Krämer. Bronner gab keine Antwort. Die Sonne flirrte, der am Straßenrand stehende Gerätewagen, vom harten, tanzenden Glanz des Lichtes überzogen, schien ferngerückt, und Krämer sagte: „Er war zu alt, um das noch auszuhalten, er war einfach zu alt...“



Vor einem kleinen Stationsgebäude stand ein Mann mit einer Tasche in der Hand und blickte unschlüssig auf die Gruppe von Dächern, zu der sich die holprige Bezirksstraße hinzog. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich. Über die Schlaglöcher arbeitete sich klappernd ein kleiner Wagen mit altmodischem Kühler heran und blieb vor ihm stehen. „Bitte, können Sie mir sagen, wie ich nach Kronburg komme?“ fragte der Lenker in zünftigem Ledermantel mit heller, weiblicher Stimme.

„Das wüßte ich selbst gerne.“ Der Mann mit der Tasche zuckte die Achseln. „Vor einer Stunde ist der letzte Zug gefahren. Die Autostraße kenne ich leider nicht.“

Sie zog eine Karte hervor. Der Mann stand zögernd daneben und ärgerte sich über seine altmodischen Hemmungen, die ihm die Bitte, mitgenommen zu werden, peinlich erscheinen ließ. Daß in diesem, von Gott geschickten Wagen auch ausgerechnet eine Frau sitzen mußte! Er wurde seiner Bitte enthoben. „Wenn Sie keinen Zug mehr bekommen, fahren Sie doch mit mir! Ich sehe eben, die Abzweigung nach Kronburg ist erst hinter dem Ort; wenn das mit dem Geholper so weitergeht, kann ich Ihnen allerdings nicht versprechen, wann wir da sein werden.“

Der neue Passagier verstaute seine Tasche auf dem schmalen Rücksitz, der mit gleichfarbigen Pappschachteln vollgestapelt war und begann stockend ein Gespräch. „Ich bin nämlich Arzt“, sagte er und nannte seinen Namen. „Sonntags kümmerge ich mich immer um ehemalige Patienten in den abgelegenen Tälern. Und heute habe ich übersehen, daß der Abendschnellzug hier nicht hält. Ich werde es nie lernen, einen Fahrplan richtig zu lesen.“

„In Ihrem Beruf muß man doch unbedingt ein Auto haben!“
„Die Kollegen vertreten den gleichen Standpunkt, aber ich eigne mich schlecht für die Segnungen der Technik.“

„Wie kann man sich für etwas Vernünftiges nicht eignen?“
Er lächelte über die Unbedingtheit der Entgegnung. „Ihre Generation ist anders erzogen...“ Fast hätte er gesagt „liebes Kind“, so jung sah sie aus, so wenig gezeichnet vom Leben.

„Erzogen? Ich bin überhaupt nicht erzogen. Als der Krieg aus war, und man uns aus dem Landdienst entließ, mußte ich Geld verdienen, ans Studium war nicht mehr zu denken. Ich hatte zwar gelernt, einen Traktor zu führen, aber dazu waren jetzt Männer da, und die Arbeit in der Textilfabrik hat mein Rücken nicht vertragen.“

Er biß sich auf die Lippen. Ganz so ungezeichnet vom Leben schien dieses Mädchen doch nicht zu sein, und auch dem Alter nach zu schließen kein Kind mehr. „Es muß eine schwere Zeit für Sie gewesen sein“, sagte er verlegen. Sie sah nicht aus, als ob sie auf Mitleid angewiesen wäre. Über das Lenkrad gebeugt schien sie angestrengt zu lauschen. „Der eine Zylinder setzt aus“, erklärte sie. „Wahrscheinlich ist ein Kabel locker. So kommen wir nicht über den Paß!“ – Sie streifte den Ledermantel ab und schlüpfte in einen ölfleckigen Overall. Dabei sah der Arzt, wie zart sie gebaut war. Um diese Rückengeschichte müßte man sich kümmern, dachte er. Aber im Augenblick war seine Kunst wenig nützlich.

Er konnte nur dabeistehen und ab und zu ein Werkzeug reichen, während sie sachkundig und schweigend in den bloßgelegten Eingeweiden der klapperigen Maschine hantierte. Als man nach einer guten Stunde wieder einstieg, lachte sie triumphierend. „Ein Riesenglück haben wir da gehabt! Das ist Praxis! Wenn ich an der Wirkmaschine auch immer auf den Ingenieur gewartet hätte... Haben Sie mal eine Links-Links-Maschine gesehen?“ – Er mußte verneinen. Die Konstruktion des menschlichen Körpers und die Mühen seiner Reparatur, die ihm geläufig waren, hätten diese fanatische Technikerin vermutlich kaum interessiert. „Sie haben Ihre Tätigkeit dort aus gesundheitlichen Gründen aufgeben müssen?“ begann er vorsichtig.

„Leider. Und als mich die Firma dann in den Bürodienst versetzte, mit keiner vernünftigen Arbeit für die Hände, war ich verzweifelt. Wenn ich damals nicht schon den Peter gehabt hätte, ich glaube, ich wäre davongelaufen.“

So, ein Peter also – sehr verständlich. Er schwieg, weil es ja dazu nichts zu sagen gab. „Außerdem hatten wir damals den Plan mit der Werkstatt“, fügte sie hinzu.

„Modewerkstatt?“ fragte er erleichtert. „Keine Spur! Der mir bekannte Ingenieur hatte die Chance, eine Autoreparaturwerkstatt günstig zu pachten und fragte mich, ob ich als sein Kompagnon einsteigen wollte. Ich war Feuer und Flamme.“ „Und?“ „Stellen Sie sich vor, plötzlich hat seine Freundin gefunden, einen gewöhnlichen Mechaniker heiratet sie nicht, und da hat er sich entschlossen, in der Textilfabrik zu bleiben. So, eine Gans! Aber ich habe es ihm nicht weiter übelgenommen, er war sonst ein feiner Kerl.“

Eine faire Darstellung! Wie sich wohl jener Peter zu dem Kompagniegeschäft verhalten haben mochte? Aber das konnte man wohl

nicht fragen. „Vielleicht war es ganz gut so. Denn bald darauf hat mir unser Direktor den Außendienst angeboten, so läßt es sich immerhin leben. In den meisten Orten kenne ich jetzt die Kundschaft schon gut – mit Menschen habe ich viel lieber zu tun als mit Papier –, nur die Sonntage sind ein bißchen leer. Die Zeit kann ich mir einteilen, und mit Peter geht es über Erwarten gut.“

„Aber das muß doch sehr anstrengend sein, immer unterwegs, und nie ein Zuhause!“ rief er ehrlich bestürzt. „Freiheit ist nie bequem“, sagte sie mit dieser gradlinigen Unbedingtheit, die ihn gleich in ihren Bann gezogen hatte. Dabei lachte sie stolz und glücklich. „Wir sind oben! Da soll noch jemand sagen, daß das kein ausgezeichnete Wagen ist!“

Jenseits der Wasserscheide regnete es. Durch das schadhafte Planendach sickerten dicke Tropfen. Sie schien es nicht zu bemerken, aber er holte aus seiner Arzttasche eine Rolle Leukoplast und klebte sorgsam rosa Streifen über die wunden Stellen. „Damit Sie wenigstens vorläufig ein Dach haben“, meinte er.

Sie sah ihn ernst und erstaunt und dann ganz gerührt an: „Nett von Ihnen, daß Sie sich um Peter kümmern. Habe ich Ihnen erzählt, daß ich ihn fast ganz aus alten Wracks zusammengebaut habe, damals nach dem Krieg?“ „Den Peter?“

„Ja, finden Sie den Namen nicht hübsch? Der Wagen ist mein Freund, und ein Freund muß auch einen Namen haben!“
Da lachte der Herr Doktor fast so hell wie sie. „Natürlich finde ich den Namen hübsch. In Anbetracht seiner besonderen Verdienste würde ich ihn sogar Peter den Großen nennen.“ Auf der Hauptstraße des Provinzstädtchens stockte das Gespräch. Er wußte nicht recht, wie er sie um ein Wiedersehen bitten sollte. Sie war so anders als die Frauen, die er sonst kannte.

„Dort bei der Autobushaltestelle muß ich abbiegen“, sagte sie. „Ende der Woche komme ich hierher zurück. Sie können bei der Tankstelle Nachricht hinterlassen, ob Sie wieder auswärtige Patienten besuchen wollen.“ Er stammelte verwirrt seinen Dank und war sehr glücklich.

Einige Wochen später saß der Herr Doktor im Kundenzimmer einer Autovertretung. „Das Wichtigste ist“, schloß er die Verhandlung, „daß der Zweisitzer in drei Wochen geliefert werden kann. Ich will ihn nämlich meiner Frau zur Hochzeit schenken, denn der Peter – ich meine den Wagen, den sie jetzt fährt, ist in letzter Zeit doch recht klapprig geworden...“

„Es könnte so schön sein, wenn ...“

Zu den Bildern Franz Radziwills

Fotos: Udo Hoffmann



Der Winter (1947)



Inmitten der Mensch (1947)

Selten war die Kunst Franz Radziwills so aktuell wie heute – da die unseligen Atombombenversuche wieder aufgenommen wurden und in Ost und West laufend künstliche Satelliten in den Himmel, um die Erde gejagt werden. Der norddeutsche Maler hat diese Raketen und Meteore, oder wie man diese Himmelskörper nennen möge, bereits vor 40 Jahren auf seinen Bildern gemalt – gespenstisch, vorausschauend. Sind ihm diese Anregungen im ersten Weltkrieg gekommen, als er, der kaum Zwanzigjährige, die sinnlose Vernichtung miterlebt und das Leiden der Kriegsgefangenschaft ausgekostet hat? Inzwischen hat ein weiterer Weltkrieg die Menschheit erschüttert, und die Techniker und Militärs erinnern Tag und Nacht noch „totalere“ Vernichtungswaffen. Und Radziwill, der Künstler, warnt mit seinen „Waffen“, mit Pin-

sel und Farbe, und in seiner Sprache, der künstlerischen Bildsprache. Noch immer warnt er. Und heute wird er von vielen verstanden, besser verstanden. Bevor das Elend des zweiten Weltkrieges über uns hereinbricht, malt Radziwill seine „Verlorene Erde“. Ein Flugzeug am grün-grauen Himmel. Es hat „ganze Arbeit“ geleistet, denn Erde, Schnee, sogar das Meer sprechen von Vernichtung und Tod, nicht nur die Grabkreuze. Inmitten dieser toten Welt, dem Betrachter abgewandt, ganz klein – eine Frau, verlassen, verloren. – Ein Jahr vor Kriegsausbruch entsteht auch das Bild einer zerschlagenen, zerfurchten Landschaft: „Für das Vaterland“. Und dann rollt die Kriegsmaschine auf Hochtour. „Wohin in dieser Welt?“ (Ölgemälde 1940), fragt der Maler, schreit es aus seinem kleinen Ort Dangast im Norden Deutschlands in die Welt hinaus. Menschen mit etwas Hand-

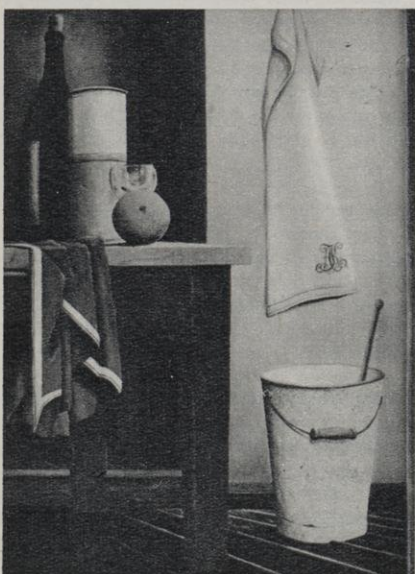
gepäck irren in einer verwüsteten Landschaft umher, fliehen. Wohin? ... Auch heute, mehr als zwanzig Jahre danach, befinden sich Hunderttausende auf der Flucht. Wohin in dieser Welt! 1944: „Vergehende Bauten“. Dann „Die Klage Bremens“, ein Erlebnis nach der Bombardierung dieser Stadt, Radziwills Heimat, wo er seine Kindheit und seine Jugend verbracht, wo er das Maurerhandwerk erlernt und seine Gesellenprüfung abgelegt hat, wo er an der höheren technischen Lehranstalt Architektur und an der Kunstschule Malerei studierte – bevor er 1915 an die Westfront mußte. Und diese seine geliebte Stadt wird dargestellt als Symbol für alle zerschundenen Städte, für alle leidenden Menschen. Endlich ist der Krieg zu Ende, aber die Not hört nicht auf. „Der Winter“ heißt sein neues Bild, in den ersten Besatzungsjahren entstanden, in Hungerzeiten, da noch unzählige

den Tod finden. Auch 1948 zittert in Radziwills Gemälden das furchtbare Geschehen nach – und wieder ein Titel in Form einer Frage: „Es könnte so schön sein, wenn ...“ Gleichzeitig eine Warnung! Ein Jahr davor betitelt er eine Leinwand: „Die letzten Reste des Krieges“. Im Grunde heißt der Leitgedanke in Radziwills Werk stets: Mensch, Natur und Technik. Auch aus seinen Kriegsbildern lesen wir die Entfesselung der Technik durch den maßlosen Menschen heraus. „Die Technik ist ja weder gut noch böse“, äußerte sich der Künstler einmal, „es kommt lediglich auf den Menschen an, was er daraus macht.“ Aus dieser Perspektive heraus verstehen wir auch seinen Kampf für die Erhaltung der Natur zum Wohle der Bevölkerung. In Dangast im Kreis Oldenburg, wo er nach Lazarettendienst und Dienstverpflichtung für Arbeiten in einer Fabrik seit 1945 wieder lebt, kämpfte er gegen die

Stilleben mit rotem Tuch (1952)

Der Westrand von Dangast mit Flugboot (1930)

Stilleben mit Lampe (1960)



Abholzung der dortigen Wälder und gegen die Aushöhlung der Landschaft durch profitgierige Unternehmer und erwirkt, daß diese Landschaft zum Naturschutzgebiet erklärt wird. Das hat freilich ungezählte Wege zu Behörden gekostet, lange Reden, Verhandlungen und Schweiß – und in jenem Jahr wurde nur ein einziges Gemälde fertiggestellt. Jedoch Mensch und Künstler bilden eine Einheit, und nichts, auch nicht die Erfahrungen auf außerkünstlerischen Gebieten gingen Radziwills Schaffen verloren. Seine Tätigkeit bedeutet das Einstehen für die natürliche Ordnung. „Der Mensch“, so schrieb der Künstler einmal, „steht zwischen Gott und der Natur. Verliert er Gott, verliert er die Natur. Verliert er die Natur, verliert er Gott. In beiden Fällen stets den Menschen und damit alles.“ Diese Worte passen sehr wohl zu seinen Bildern. Denn der Maler ruft den Betrachter auf, sich nicht von der Technik beherrschen zu lassen, nicht egoistisch, dumm oder mutwillig Katastrophen, Kriege, soziale Mißstände, Verseuchungen der Erde, des Wassers und der Luft heraufzubeschwören. Dieser Aufruf, die Unnatur zu bekämpfen und nur das Gute zu erstreben, stempelt diesen Künstler zum Idealisten und Optimisten, mögen seine Werke im ersten Augenblick auch wie reine Abbilder der Vernichtung wirken.

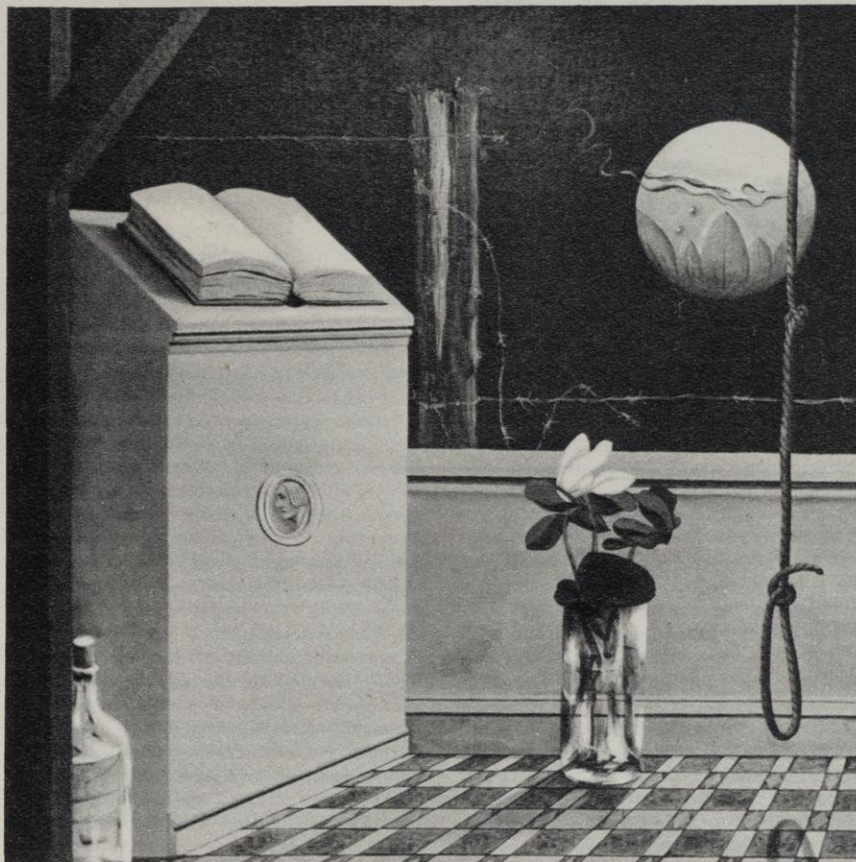
Sein künstlerischer Stil ist ebenfalls der Natur verbunden. Radziwill hat niemals gegenstandslos gemalt. Er liebt die sogenannte abstrakte Kunst nicht und zeigt dem, der es sehen möchte, daß auch in seinen Gemälden „abstrakte Elemente“ enthalten sind, freilich im naturalistischen Gewande. Dennoch ist er kein Naturalist im eigentlichen Sinne, kein Realist. Denn wo sähe man derartige Bilder in der Wirklichkeit? Radziwill hat einst zu der Kunstrichtung der „Neuen Sachlichkeit“ gehört, die man in Verbindung mit Otto Dix, George Grosz, Schrimpf, Kanoldt u. a. nennt. Und auch heute entstehen manchmal von der Hand dieses Künstlers sachliche Stilleben. In seinen pazifistischen Gemälden jedoch gelangt er über das sachliche Detail, über die naturalistischen, peinlich genau gemalten Einzelheiten, dank einer eigenartigen Zusammensetzung, zu trappierenden, neuen Lösungen, die mit dem üblichen Naturalismus nichts mehr zu tun haben. Seine Gemälde sind überwiegend surrealistisch, man nannte sie auch „magisch-realistisch“. Hier liegt die Schockwirkung. Zweifellos ist das Prophetische in Radziwills Kunst nicht zuletzt auch ein Ergebnis dieses künstlerischen Stils, wie er nur noch selten angetroffen wird.

Franz Radziwills Gemälde hängen heute in vielen Museen – in Berlin, in Darmstadt, Düsseldorf und Essen, in Goslar, Köln, Gelsenkirchen und Münster, Hamburg, Wiesbaden, Mannheim und Oldenburg. Sogar im amerikanischen Detroit. In der Tat sind es Werke für die Öffentlichkeit – für Museen, Kunstausstellungen und öffentliche Dienststellen. Versteht sich, daß der Maler in der Nazizeit Ausstellungsverbot hatte und verfeimt wurde.

1947 veranstalteten Freunde des Künstlers, darunter der Verleger Rowohlt, die erste Ausstellung Radziwills nach dem Kriege. In dieser Hamburger Schau werden etliche Gemälde von unbekanntem Tätern beschmiert, sieben so stark beschädigt, daß sie nicht mehr zu retten sind. Drei Jahre später malt der Künstler sein Bild „Der Mensch folgt dem Narren lieber denn dem Genius“.

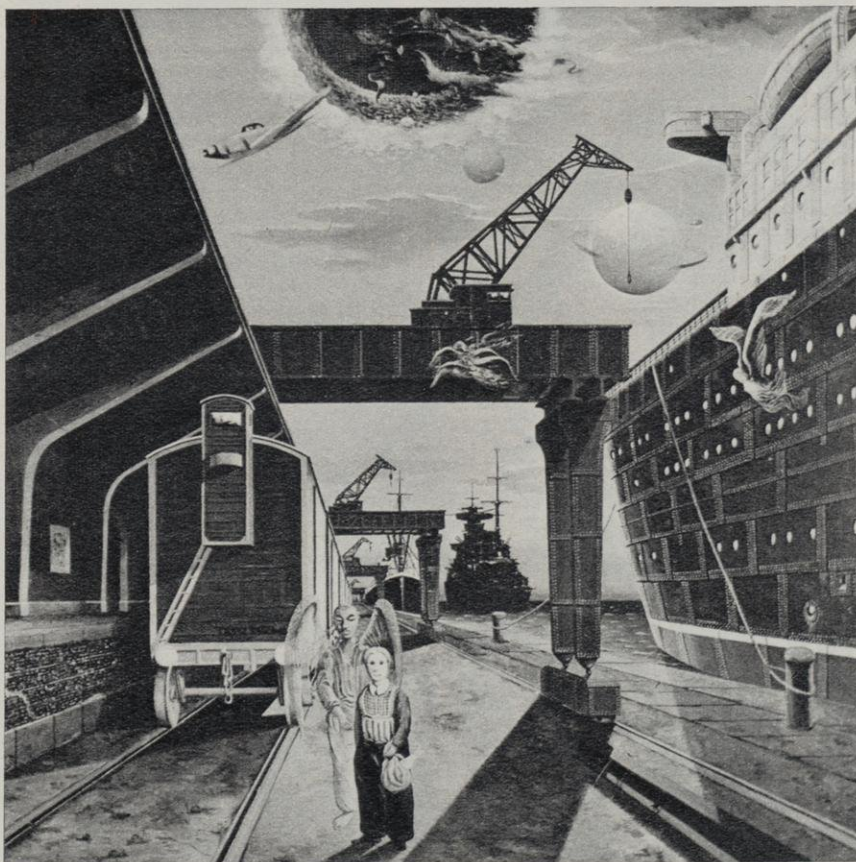
Tätliche Ausschreitungen gegen die Bilder hat es seither nicht mehr gegeben, aber die Diskussionen sind nicht verstummt – und immer wieder wird das Werk dieses Malerpropheten und Warners in den Städten der Deutschen Bundesrepublik und in Berlin gezeigt, allein in den letzten zwei Jahren in Oldenburg, Bremen, Goslar, Hannover, Osnabrück, Wilhelmshaven, Hamburg, Gelsenkirchen-Buer, in Berlin – und schließlich im Dezember 1961 zum ersten Male in der provisorischen Bundeshauptstadt Bonn. Radziwills Gemälde sind keine bequemen oder gar lieblichen Schöpfungen, keine süßen Blüten des Wirtschaftswunders – aber sie rütteln den Betrachter auf, und man macht sich vor diesem und jenem erschütternden Bild Gedanken, die vielleicht heilsam sind.

Günther Ott



Durch alles geht der Stacheldraht (1951)

Tobias im Hafen (1960)



Brief an Chruschtschow

Sie haben Kinder, sehr geehrter Herr Nikita Chruschtschow, und ich habe auch Kinder. Ich zweifle nicht daran, daß Sie Ihre Kinder lieben, und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß auch ich meine Kinder liebe. Eben weil ich das tue, schreibe ich Ihnen diesen Brief.

Ich habe, scheint mir, ein zweifaches Recht darauf, Ihnen zu schreiben. Ich bin ein Vater, und ich bin ein Schriftsteller. Schriftsteller, meine ich, sind für andere da; wenn sie nur für sich selbst schreiben, sind sie keine Schriftsteller.

Schriftsteller sollten sich darum kümmern, daß das Böse auf Erden vermindert werde. Das Böse auf Erden vermindert: haben Sie es nicht vermehrt, indem Sie die Versuche mit der Bombe wieder anfangen? Verzeihen Sie mir, bitte, daß ich so mit Ihnen rede, ich, ein Schriftsteller aus jenem Volk, das sich nicht weigerte, Ihr Land zu überfallen.

Aber ich bin auch ein Vater, und da ist es gleich, zu welchem Volk ich gehöre. Was hat, so frage ich Sie, mein Sohn Tobias mit der Schuld von uns Deutschen zu tun? Er ist drei Jahre alt, ein Zwerg wie Ihre Enkel. Er spielt mit seinen Stofftieren, und er ißt sein Apfelmus. Andere Kinder spielen und essen auch, aber ich wage nicht, auch in ihrem Namen oder im Namen ihrer Väter zu schreiben; ich bin nicht damit beauftragt worden.

Wie lange kann mein Sohn Tobias von jetzt an noch sein Apfelmus essen, ohne daß er Schaden an seinem Leib und an seiner Seele nimmt? Ein paar Monate, Wochen, Tage? Wenige Stunden? Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wann der Unrat, den Sie in die Luft geschickt haben und schicken, ihn erreichen wird. Ich weiß andererseits nicht, ob Tobias ein guter Mensch oder ein Verbrecher wird, Irgendeiner oder ein ordentlicher Arzt, ein bemerkenswerter Lehrer, ein Weltrekordmann, ein Geiger wie Menuhin oder Oistrach. Mir wäre am liebsten, er würde ein guter Mensch, und alles andere mag sich so entwickeln, wie es sich entwickeln soll. Jedoch, lassen Sie es zu, daß er ein guter Mensch wird, ein Jüngling, Mann und Greis, der versucht, das Böse auf Erden zu vermindern?

Ihr großer Dichter Gorki hat gesagt: Mensch sein, das heißt, stolz sein. Ich kenne nur wenige Sätze, die dieser Äußerung Gorkis gleichkommen, zum Beispiel das fünfte christliche Gebot: Du sollst nicht töten. Aber töten Ihre neuen Versuche mit der Bombe nicht, mittelbar oder unmittelbar? Was heißt, im Zusammenhang mit Ihren neuen Bombenversuchen, jener Gorki-Satz? Stolz sein: wie richtig. Aber stolz sein worauf? Auf das Gift, das vom Himmel zur Erde rieselt, oder auf die Erkenntnis, daß Gift Gift ist? Auf die Vergiftung oder auf den Verzicht zu vergiften? Und wenn Sie mich verachten, ich schreibe Ihnen: ich fürchte mich. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, sondern vor Ihrem Teufelszeug. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, weil ich Sie für einen denkenden Menschen halte. Wer denkt, kann richtig oder falsch denken. Denken Sie, bitte, darüber nach, ob Sie sich nicht geirrt haben. Ich bin davon überzeugt, daß sich Ihre Gedanken in einen Verzicht auf das Mörderische verändern werden.

Haben Sie den Mut zur Selbstentäußerung. Nehmen Sie es auf sich, in dieser unserer Welt der verruchten Wirklichkeit ein Narr zu sein. Narren sind weise. Narren tun das Selbstverständliche. Lassen Sie das andere; Sie wissen, was ich meine. Tun Sie das Selbstverständliche, das nichts anderes als das Erhabene ist.

Geben Sie meinem Sohn Tobias die Hand, statt sein ausgestrecktes Händchen zu übersehen. Gerade zieht ihm seine Mutter das Nachthemd an. Wird es sein Totenhemd oder ein Menschenhemd sein?

Mit den ergebensten Grüßen
Ihr Wolfgang Weyrauch

„Ein zum Tode Verurteilter ist entflohen“

Jugend aus vielen Ländern

„Ch hole schnell Monsieur Fleury!“ Ein Junge verschwand zwischen Bäumen und Zelten, um den verehrten französischen Freund herbeizuholen. „M. Fleury gehört einfach dazu, wenn hier etwas los ist.“ – Die Zelte stehen in Neuville-St.Vaast bei Arras. Der Junge gehörte zu einer Gruppe deutscher Jugendlicher, die den nahe gelegenen deutschen Soldatenfriedhof instand setzten. M. Fleury ist der alte Notar des Ortes, der den Jungen seinen Park zur Verfügung stellte und der ihnen immer und überall hilft.

13 solcher Lager gibt es in diesem Jahr in Nordfrankreich, jedes in der Nähe eines Soldatenfriedhofes. Mehrere tausend Jugendliche folgten seit 1953 dem Ruf des Volksbundes für Kriegsgräberfürsorge, Berufstätige und Schüler, ganze Schulklassen, Jugendgruppen und Einzelgänger. In diesem Jahr konnten nicht einmal alle Bewerber angenommen werden. 5600 arbeiten nun den Sommer über für jeweils zwei bis drei Wochen auf den französischen und einem finnischen Friedhof. Sie leisten acht Stunden lang am Tag, 40 Stunden in der Woche, schwere Feldarbeit, sie graben in zähem Lehm und sprödem Kalkboden, schleppen Steine, säen, jäten, pflanzen Bäume, setzen Kreuze und Mauern und geben dafür außer ihrem Jahresurlaub zwischen 40 und 90 DM als Unkostenbeitrag für 14 Tage Aufenthalt und Fahrt. Warum? Um der toten Soldaten willen? Nein, sie halten nicht viel von „Heldenverehrung“.

Wir wollen zusammen in Frieden arbeiten und leben – so steht es in französischer Sprache über den Lagertoren. Die Jungen und Mädchen wollen den einstigen Gegnern ihrer Väter die Hand reichen und ihnen beweisen, daß sie keine Feinde, sondern Freunde sind. „Versöhnung über den Gräbern“ heißt das Motto des VdK, dem sie so begeistert folgten.

Natürlich spricht keiner von ihnen in so hochtrabenden Worten, weder der 20jährige Mechaniker aus Frankfurt, noch der 17jährige Schüler aus Minden, noch die Engländer, Belgier, Spanier, Österreicher, die Seite an Seite mit ihren deutschen Freunden arbeiten. Es klingt alles sehr einfach und nüchtern, was sie sagen: Sprachkenntnisse erweitern – Land und Leute kennenlernen –, aber ist das nicht dasselbe: verstehen lernen und Verständnis haben für den anderen.

Es schien schwer, als Deutsche in Nordfrankreich Freunde zu gewinnen. Dieses Land ist von jeher ein Lieblingsland des Krieges gewesen. Immer wieder rasten Grauen und Vernichtung gerade hier, und in den letzten 90 Jahren waren immer die Deutschen die Unheilsbringer. Verdun, Sedan, Somme, Marne, Chemin des Dames, Lorettohöhe: Diese Namen sind auf immer mit Blut und Todesschreien verbunden. Immer noch ist die Landschaft gezeichnet von den Schlachten des ersten Weltkrieges. Immer noch zeichnen sich die Linien der alten Schützengräben, die Trichter der Granaten unter Rüben und Kartoffelstauden ab – und dazwischen stehen Kreuze, Kreuze, Kreuze, je eines für mindestens zwei tote Soldaten. Ein weißbärtiger französischer Gartenarbeiter zog mich auf dem Friedhof von Neuville beiseite. Sein Deutsch verstand ich nicht. „40000“ schrieb er auf einen Zettel und deutete ernst auf die Reihe der Massengräber. 40000 unbekannte Tote von Hunderttausenden in dieser Landschaft. Die meisten Gräber, die meisten Spuren vergangener Schlachten stammen noch aus dem

ersten Weltkrieg, aus einem Krieg also, der vor rund 50 Jahren begann.

Und die Bewohner dieses Landes? Sie haben zweimal ihr Hab und Gut verloren. Nicht nur ihr Land, auch ihre Dörfer haben sich immer noch nicht vom Krieg erholt. Aber es ist nicht wahr, was uns viele glauben machen wollen: sie hasen uns nicht. Freilich sind sie mißtrauisch und reserviert. Aber überall, wohin unsere Jungen kamen, fand sich wenigstens einer, der die gute Absicht glaubte und half, wie der Notar von Neuville-St.Vaast. Menschen sind darunter, die Schlimmstes unter deutscher Besatzung erlitten. In Compiègne, wo 1940 der deutsch-französische Friedensvertrag die einstweilige Niederlage Frankreichs besiegelte, werden die heute dort arbeitenden Bremer Jungen und Mädchen regelmäßig in die Familien eingeladen. Die Bauern von Noyers Pont Maugis holen ihre Gäste aus Nordrhein-Westfalen von der Straße weg zu einem Glas Wein ins Gasthaus. Das Lager dort steht auf dem Grundstück einer französischen Witwe. An den Eröffnungsfeiern der Jugendlager nehmen Honoratioren und Einwohner teil.

Natürlich haben die Jungen und Mädchen ihr Teil dazu beigetragen, daß das Verhältnis zwischen ihnen und den Einwohnern so gut wurde. Sie brachten den notwendigen Takt mit, Unvoreingenommenheit und Hilfsbereitschaft. Die Bremer etwa gewannen die Herzen ihrer Gastgeber, als sie ein altes Haus auf ihre Kosten renovierten, das künftig der internationalen Jugendbegegnung dienen soll. In Noyers Pont Maugis halfen die Jungen in der ersten Woche ihres Aufenthalts bei der Heuernte. Schuld an dieser außerplanmäßigen Arbeit waren übrigens die französischen Behörden, die noch keine Genehmigung zur Arbeit auf dem Friedhof erteilt hatten. Am meisten wagte die Lagerleitung in Neuville-St. Vaast. Dort arbeitete auch eine Gruppe Bundeswehrsoldaten. Die Soldaten bestanden die Prüfung in Takt. Sie kamen ohne Uniform, sie marschierten nicht, sie sangen keine Marschlieder. „Wir wollten die Franzosen nicht an die Eroberer erinnern!“ Aber sie machten keinen Hehl daraus, Soldaten zu sein. „Uniform nix gut“, war die Antwort. „Aber ihr könnt nix dafür.“ Die Sympathie blieb.

Ruth S. Pollert



Atlas-Film

Der Film wurde im Jahre 1957 in Frankreich gedreht, fand jedoch erst in diesen Tagen seinen Weg in die bundesdeutschen Filmtheater. Regisseur ist Robert Bresson, ein Mann, der sich längst über die Grenzen Frankreichs hinaus einen klingvollen Namen geschaffen und dessen Werke – „Tagebuch eines Landpfarrers“ – immer wieder bestechen durch ihre geistige Strahlkraft.

Ein zum Tode verurteilter französischer Widerstandskämpfer in nazistischer Gefangenschaft bereitet in monatelangem, gefährlichem Unternehmungen einen Ausbruch vor und kann diesen schließlich erfolgreich ausführen. Ein Reißer?

Nun, auf den ersten Blick vielleicht. Doch dann wird dem aufmerksamen Besucher klar, daß es hier ja um weit mehr geht, als um die bloße wahrheitsgetreue Wiedergabe eines Gefängnisausbruchs. Bresson verzichtet auch auf eine Bearbeitung aus politischer Sicht – so sehr sich diese hier anbietet. Kenner Bressons werden es sicher schon vermuten – des Regisseurs eigentliches Anliegen liegt im inneren Bereich. Bresson sucht hier eine gültige Antwort auf die viel diskutierte Frage zu finden: Wie kann man die seelischen Qualen einer bevorstehenden Verurteilung am wirksamsten bekämpfen, wie läßt sich in einer solch ohnmächtigen Lage der innere Friede zurückgewinnen? Seine Antwort lautet: Durch den Glauben an Gott und durch den Glauben an euch selbst.

Doch ist hinzuzufügen, daß er diesen Glauben nicht in untätigem Hoffen, einem passiven Duldertum sieht. Was Bresson unter Christsein versteht, offenbart sich sehr deutlich in den Worten des jungen Franzosen, die dieser der heimlichen Frage seiner Mitgefangenen, warum er diese schier unausführbare Flucht vorbereite, entgegenhält: „Man darf nicht nur beten und auf Gott warten. Man muß selbst alles tun, was möglich ist. Ob es uns gelingt, wird Gott entscheiden.“

Ein ungewöhnliches Experiment. Ein Experiment um so mehr, da Bresson für die Hauptrolle einen filmisch völlig unbelasteten Philosophiestudenten verpflichtete. Und ein vortrefflich gelungenes um so mehr, da jener Student über ein Maß an schauspielerischer Ausdruckskraft verfügt, das ihn seiner schwierigen Aufgabe durchaus gerecht werden läßt.

Ein Film der Mäßigung zudem, denn derweil seine jüngeren Kollegen sich in der Verfilmung gleichgearteter Themen zu überhöhtem Realismus, zu peinlichen Gewaltschilderungen verpflichtet fühlen, verzichtet Bresson auf jede Art von Spannungseffekt und bleibt ganz sachlich, dokumentarisch genau (der Film wurde nach einer wahren Begebenheit gemacht).

Bressons Film, mit dem Prädikat „Besonders wertvoll“ bedacht, atmet die Einmaligkeit des filmischen Kunstwerks. Ein Film, der sich vor allem auszeichnet durch Ehrlichkeit, Mut, Aussagekraft und fotografisch einmalig eindringliche Passagen.

Hans Plüch

Der fliegende Pauker

Rank-Film



Kennen Sie eigentlich Flummi schon? Flummi, das ist der die gesamte Technik revolutionierende Energiegummi. Flummi, der Sieg über die Schwerkraft? Wie es zur Entdeckung des Wundermittels kam und welche unübersehbare Folgen jene heraufbeschwören sollte, schildert dieser Streifen, der in Walt Disneys einfallsreicher Filmküche unter Anwendung technisch vollkommener Trickmittel zu einem herzerfrischenden Leckerbissen wurde. Wie oft schon haben Regisseure aus aller Herrenländern das Thema „Erfindung“ in mehr oder weniger phantasie-reichen Grusel- und Weltraumfilmen variiert. Warum also nicht die ganze Sache einmal von der spaßigen Seite nehmen. Erweist sich solch ein Vorhaben in seiner Durchführung als so gekonnt spaßig, so unaufdringlich albern wie gerade dieser Film, so ist dies durchaus begrüßenswert. Die Frankensteins und kühnen Weltraumfahrer wichen hier dem Typus eines etwas verschrobenen Kleinstadtprofessors, und aus den sonst schreckenbringenden Erfindungen wurde hier einmal eine, die Anlaß ausschließlich zu lustigen Verwirrungen und Überraschungen geben soll. Wie leicht hätte aus diesem Streifen eine jener filmischen Unerquicklichkeiten werden können, die sich allzuoft und – gern in aufdringlichem Klamauk anbieten möchten. Regisseur Robert Stevenson, einem Meister in Sachen Unterhal-

tung, ist es in erster Linie zu verdanken, daß dies neueste Disney-Produkt in die Reihe der geschmackvollen Unterhaltung eingeordnet werden darf. Es ist eben jener Stevenson, der schon mit Filmen wie etwa „Ein charmanter Hochstapler“ bezauberte, der sich nicht „so ganz am Rande“, auf eine Prise Gesellschaftskritik, auf Satire par excellence versteht. So wird man nicht nur Zeuge eines Baseball-spiels von nie gekannter Perfektion und urkomischer Autofahrten über den Wolken, wie der reichste und unausstehlichste Mann des Städtchens seine erste große Blamage erleidet, wie unser guter Professor im erfinderischen Übereifer seine bereits zum dritten Male ange-setzte Hochzeit wiederum versäumt, und so wird schließlich eingeführt in die nicht immer ganz rücksichtsvollen und ehrlichen Methoden der amerikanischen „Dreieinigkeits“ Marine, Heer und Luftwaffe. Das hat Witz, das verrät die sichere Hand des Könners. Eine Unterhaltung also auch für gehobene Ansprüche. In der Hauptrolle zieht der amerikanische Star Fred MacMurray alle Register seines schauspielerischen Könnens – und das sind bestimmt nicht wenige.

H. P.

Sie gewinnen haushoch, denn sie haben „Flummi“ unter den Füßen



Wo bleibt der Hüter des Gesetzes?

Bei der Beratung des neuen Jugend-arbeitsschutzgesetzes haben die Gewerkschaften die Fachausschüsse und die Abgeordneten immer und immer wieder davor gewarnt, die Bestimmungen des Gesetzes über die Kinderarbeit nicht durch Ausnahmegenehmigungen zu durchlöchern. Leider vergeblich. Die personell schlecht besetzten Gewerbeaufsichtsämter haben die nun nicht leichte Aufgabe, die Einhaltung des Gesetzes zu überwachen. In ländlichen Gebieten ist das besonders schwer.

Wir wollen hier Begebnisse vermerken, die sich im Verwaltungsbezirk Oldenburg bei der Erbsenernte zutragen. Hier ist nicht viel Industrie. Die Löhne liegen in fast allen Industriezweigen unter dem Bundesdurchschnitt. So kommt es, daß viele Familien zur Zeit der Erbsenernte sich zusätzlich noch etwas verdienen wollen.

In der Regel werden zu dieser Zeit zwölf Stunden auf den Feldern gearbeitet. Für den Zentner gepflückter Erbsen gibt es sechs Mark. Zwei Zentner sind die Tagesleistung. Stundenlohn ist also eine Mark.

Welch Wunder also, daß viele Eltern auch ihre Kinder auf die Felder mitnehmen und zur Arbeit anhalten. Und da stehen sie nun, die kleinen Geister, teilweise erst sechs Jahre alt, und füllen mit flinker Hand ihre Eimer oder ihre Taschen. Eine Zeitlang macht ihnen das auch Freude, sie haben Spaß an dem Neuen und fassen es als Spiel auf. Doch diese Freude hält meistens nicht lange an, und schon nach geraumer Zeit wird das Lachen seltener und die Gesichter verbissen. Einsichtige Eltern gestatten es dann ihren Kindern, am Wege zu spielen. Doch das ist selten; wie es auch selten ist, daß überhaupt die Eltern mit auf den Feldern sind. In den allermeisten Fällen fahren die Kinder ohne jede Aufsicht, oft 30 bis 40 Kilometer weit vom Heimatort, um sich ein bißchen Geld zu verdienen. Und hier wird die Sache mehr als problematisch. Es besteht kaum eine gesetzliche Möglichkeit gegen Eltern, die ihre Kinder zu derartigen Dingen veranlassen oder es aber dulden, daß sie ihnen bei der Arbeit helfen, einzuschreiten. Die Kinder werden ja direkt beaufsichtigt und treten scheinbar auch nur als Helfer der Eltern auf. Die meisten aber, das wurde schon gesagt, sind allein. Niemand kümmert sich um sie. Und während bei den Familien wenigstens noch die Väter oder die Mütter die schweren Säcke zu den Wiegestellen tragen, quälen sich diese Kinder unter der Last der Säcke, und nicht selten brechen sie auf dem Wege zur Waage mehrere Male zusammen. Als wir den Mann fragen, der an der Waage sitzt und die Kinder nicht selten beim Wiegen noch betrügt, warum hier denn so viel Kinder beschäftigt seien, antwortet er: „Die Kinder sind hier nicht beschäftigt, sie spielen nur, und niemand zwingt sie zur Arbeit.“ Kopfschüttelnd gehen wir weg und fragen uns, wie spielende Kinder eine Tagesleistung von einhalb Zentner vollbringen, und wie es möglich ist, daß sich die Zahl der Säcke so rapid vermehrt? 80 v. H. der Pflücker sind nach Angaben des Gewerbeaufsichtsamtes Oldenburg Kinder.

Bei einer Kontrolle, die auf Veranlassung des DGB stattfand, versuchte der Gewerbeaufsichtsbeamte den Arbeitgeber zu ermitteln. Der Bauer, dem das Land gehört, erklärte: „Ich habe damit nichts zu tun, mir gehört lediglich das Land, und ich bekomme im Rahmen eines Anbauvertrages das Saatgut gestellt. Die Aberntung der Felder interessiert mich nicht.“

In einem Dorf entdecken wir ein Plakat, das für Arbeitskräfte auf den Feldern wirbt. Der Aufsichtsbeamte wendet sich an den Unterzeichner des Aufrufes, doch dieser bestreitet, mit der Sache überhaupt etwas zu tun zu haben. Er fährt unterdessen aber auf den Feldern umher und zahlt das Geld aus. Er bezeichnet sich als Agent und sagt, daß auf den Feldern für das Tragen der Säcke von ihm extra Männer eingesetzt sind. Wir befragen 160 Kinder und Jugendliche, ob ihnen jemand das Tragen der Säcke abnimmt. Alle verneinen die Frage. Als wir einen Vorarbeiter des „Agenten“ fragen, ob die Kinder denn auf den Feldern herumspielen dürften, wenn sie keine Lust mehr zum Pflücken haben, antwortet er: „Die scheuche ich vom Acker.“ Auf das Befragen, ob die Kinder auch gegen Unfälle versichert sind, versucht der „Agent“ (er besitzt ein gutgehendes Einzelhandelsgeschäft und schickt seine 14jährige Tochter nicht mit auf das Feld) tödlich zu werden und beschimpft den Verfasser des Berichtes als Lumpen.

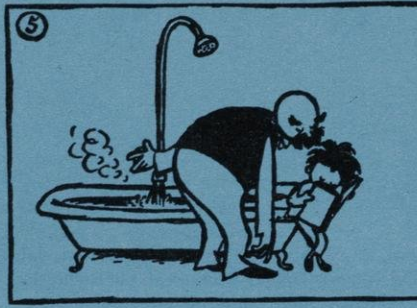
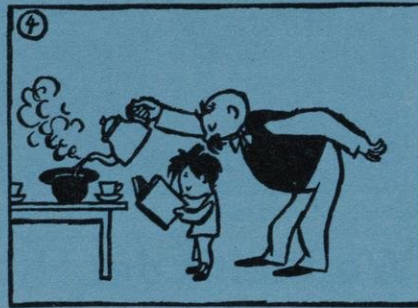
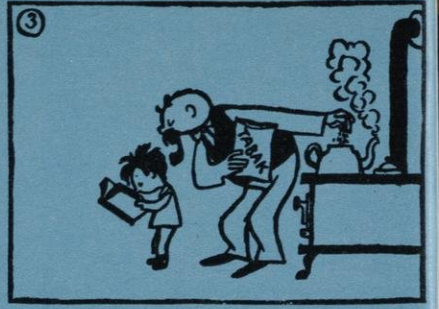
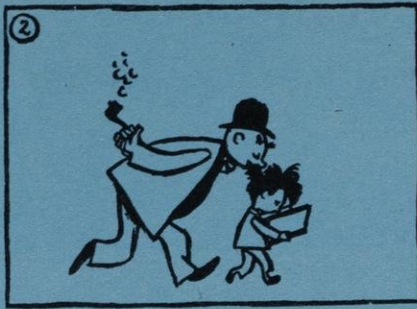
Das Gewerbeaufsichtsamts stellte auf dem kleinsten Feld das Alter der Pflücker fest. Dabei ergab sich, daß zehn Kinder unter zehn Jahren anwesend waren, sechs waren zehnjährig, 26 zwölf Jahre alt, fünf von 12 bis 14, und der Rest von 25 waren Jugendliche und Erwachsene.

Das alles geschieht mit Wissen und unter Duldung der Gemeindeverwaltung, der Kreisverwaltung, der Polizei usw. Oder ist es möglich, daß 350 Kinder auf den Feldern eines Dorfes, das kaum mehr Einwohner hat, übersehen werden können? Nein. Daß so etwas möglich ist liegt daran, daß das Gesetz gerade in dieser Richtung zu große Lücken aufweist. Der § 7 des Jugendarbeitsschutzgesetzes sagt: Die Beschäftigung von Kindern ist verboten. Im § 9 heißt es schon wieder (1): Kinder über zwölf Jahre dürfen in der Landwirtschaft (§ 29) mit leichten und für Kinder geeigneten Hilfeleistungen beschäftigt werden. Solche Hilfeleistungen dürfen nicht regelmäßig, sondern nur gelegentlich stattfinden.

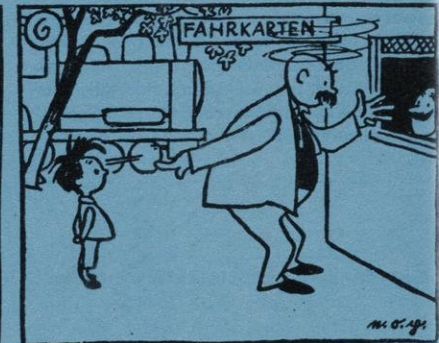
Was sind leichte und für Kinder geeignete Hilfeleistungen? Wie oft und wie lange ist gelegentlich? Wer entscheidet darüber, ob ein 25-Kilo-Sack für die eine Zwölfjährige zu schwer für die andere gerade noch zu verantworten ist. Zum Schluß bleibt nur noch zu hoffen, daß die Aufsichtsbehörden die Einhaltung des Gesetzes auf das Schärfste überwachen und bei der Aufdeckung eines Verstoßes mit allen gesetzlichen Mitteln gegen solche „Agenten“ vorgehen.

Herbert Rudel

Das fesselnde Buch



„Vier Kinderkarten, bitte!“



Die Erfindung

